Die Nachtlampe.

Die Nachtlampe.

Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Mährchen und Gespenstergeschichten

von

A. von Sternberg.

Berlin, 1853.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Wiener G'schicht'l.

Der
Bilderkalender meiner Großtante.

Eine Erzählung.

Ich kenne ein Buch, das der Himmel selbst sich herabläßt zu schreiben, und zwar ist es ein Roman von ziemlich alltäglicher Erfindung, eine Liebesgeschichte wie sie schon tausendmal dagewesen, eine durchaus abgenutzte und in keinem Dinge mehr pikante Intrigue. Die Sonne ist darin die Geliebte, und der Mond der sentimentale, bald begünstigte, bald unterdrückte und vernachlässigte Liebhaber, der, nachdem man ihn eilfmal aus dem Hause geworfen hat, zum zwölftenmale wiederkommt. Ich weiß in der Welt nichts Geistloseres als diese Composition, und doch findet das Buch, in welchem dieser Liebeshandel Tag für Tag beschrieben steht, Absatz und Leser, und der Verleger steht sich gut dabei, und weder er, noch das Publikum klagt über die Fruchtbarkeit des himmlischen Schriftstellers, der nun bereits sechs=

tausend Jahr alljährlich einen Band schreibt, immer dieselbe Geschichte, immer dieselbe magere Erfindung enthaltend. Ich wüßte nicht was die Recensenten und Verleger sagen würden wenn Einer von uns irdischen Romanschreibern dies versuchen wollte! Wenn Unsereins sechs Jahre hintereinander alljährlich einen Roman herausgiebt, so schreit die Welt: Wie fruchtbar! Das ist zu viel! Die ersten Werke waren vortrefflich, aber die letztern — wie matt! Bei den Romanen, die der Himmel schreibt, sagt man dieses nicht. Oder sagt man's doch? — Es könnte sein daß die Geologen, die Astronomen, die Physiker, und wie die Kritiker unsrer alten Erde und unsers Sonnensystems Alle heißen, in der That finden daß der Roman nach und nach schlechter wird, und daß die ersten Theile mit ungleich mehr Feuer geschrieben worden, als die letztern und letzten. Ich sage, es könnte sein, offenkundig bewiesen ist aber nichts, und die Herren sind so klug daß sie nicht früher von Fehlern sprechen, als bis sie deren Dasein recht gründlich beweisen können. Darin

unterscheiden sie sich vortheilhaft von den Kritikern, mit denen wir irdische Schriftsteller es zu thun haben.

Dieser besagte langweilige Roman findet nun überall eine große Anzahl von Lesern. Er ist so populär geschrieben daß man ihn in der Hütte wie im Palast gleich gut versteht, das zeugt aber wiederum von der mageren Erfindung. Doch genug hiervon; ich will nur sagen, daß meine Großtante ebenfalls eine sehr eifrige Leserin dieses Buches war. Sie, die nie einen Roman zur Hand nahm, konnte ohne diesen nicht existiren; sie, die gutmüthigste Seele von der Welt, belustigte sich dennoch sorgfältig nachzuspüren, in welchen Nächten es dem armen blassen Liebhaber erlaubt war, auf den Fußspitzen schleichend den blauen Sternenteppich im Schlafgemach seiner übermüthigen Schönen zu betreten, und dann in welchen Nächten er aus dem Hause geworfen wurde und nicht mit der Nasenspitze durch die Kammerthüre blicken durfte. Die Weiber bleiben immer Weiber! Meine alte Tante haßte recht gründlich alle schlechte

Liebeshändel hier unten auf der Erde, aber dort oben ließ sie sich den Treubruch und die Schalkheit eines unverschämten Weibsbildes ganz wohl gefallen und sah lachend drein.

Der Leser weiß nun, daß dieses himmlische Buch schlechtweg der allbekannte Kalender ist, der in keiner Haushaltung fehlen darf. Meine Großtante hatte sich einen angeschafft, der mit bunten Bildern verziert war, die beim Beginn jedes Monats angebracht waren. Diesem Kalender that sie die Ehre an, die Summe aller Erfahrungen der andern Kalender in ihn einzutragen, und da er einer der letzten war, den sie überhaupt kaufte, so war dieser Bilderkalender eine Art Tagebuch, und als er, unter andern Dingen ihres Vermächtnisses, in meinen Besitz überging, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, die Monatsüberschriften, die unter jedem Bilde standen, zu sammeln, und somit meiner Großtante Leben in einer sehr faßlichen Biographie vor mir auszubreiten. Ich will den Leser an diesem Genuß Theil nehmen lassen. Was die Bilder betrifft, so waren

es Holzschnitte im alten Styl, und so grob geschnitzt daß der Beschauer zufrieden sein mußte wenn er einen Mann von einem Weibe unterscheiden konnte. Die Könige waren durch ihre Krone und ihre Zepter auf eine erfreuliche Art kenntlich gemacht. Die Gegenstände der Darstellung waren bekannte biblische Geschichten; meine Großtante hatte sie sehr modern auf sich und ihre Schicksale gedeutet.

Diese Schicksale waren sehr einfach. Das Leben dieser Frau war wenig verschieden von dem so vieler Frauen. Es war arm an äußerlichen Vorgängen, aber reich an innerlichen. Der Bilderkalender gab hiervon Zeugniß. Wir wollen nun gleich das erste Monatsbild aufschlagen.

Zwei Männer tragen jene bekannte Riesenweintraube Kanaa's und darunter hatte meine Großtante geschrieben: Siehe da das Leichenbegängniß meines theuren Vaters. So trugen ihn die Männer fort, eine reife Traube Kanaa's, voll süßen Saftes guter und gerechter Thaten. Ich sage euch, die Tage dieses Mannes glichen an Zahl und Trefflichkeit den Beeren

dieser Riesentraube. Als die Traube noch unreif am Gitter hing kam ein Sturm ins Land, der den Weinstöcken verderblich ward, (ein fremder Sieger und Ueberwinder knechtete das Land,) die Traube aber wußte sich tapfer zu halten daß keine ihrer jungen, noch grünen Beeren abgeschüttelt wurde. Dann kamen später arger Thau und frostige Nächte, aber siehe da die Traube ging auch durch diese Fährlichkeiten und so gelangte sie ans Ziel. O ihr Männer tragt sie vorsichtig in das Vorrathshaus, der Herr des Weinbergs sieht auf euch und eure Last! — Ich aber stand und sah zu wie sie den besten der Väter in Nacht und Dunkel versenkten. Es war im Januar, die Erde war hoch mit Schnee bedeckt. Es gingen Lichter über den Kirchhof und verschwanden an der Mauer; es waren die Männer, die heimkamen. Ich kam ihnen entgegen und hielt auf einem großen Teller Wein und Kuchen. Habe Ruhe, habe Ruhe du Traube Kanaa's!

Das Februarbild zeigt den starken Simson wie er die beiden Säulen des Tempels faßt und sie

zertrümmert. Meine Tante hatte darunter geschrieben: Ich fasse meine beiden Gouvernanten, die französische und die englische und zertrümmre sie, das heißt ich schaffe sie aus dem Hause und entschließe mich ein deutsches Mädchen zu sein, zu meinem Volke zu gehören und keine andere Sprache als die seine zu sprechen. Damit stürze ich das ganze Erziehungssystem, nach welchem man mich bisher geleitet hat. Es war ein Simsonsstreich, aber ich bereue ihn jetzt noch nicht. Es war damals eine Zeit, die mancherlei Geschicke in ihrem Schooße trug. Es war im Februar als die beiden Gouvernanten unser Haus verließen; ich, der Simson sah ihnen nach von der Schwelle unsers Hauses und belustigte mich als der Schlitten über den Schneewall am Gitterthor nicht hinüberkonnte und umwarf. Die englische Gouvernante lag unter der französischen und diese fing an merkwürdiger Weise englisch zu schimpfen während die Engländerin französisch fluchte. Simson lachte.

Das Märzbild zeigte die keusche Susanna im

Bade nebst den zwei alten Richtern, die hinter den Bäumen lauschten, und meine Tante hatte Folgendes hinzu geschrieben: Ich sitze im Bade zu Spaa, und zwei alte preußische Geheimeräthe werden auf mich aufmerksam. Das Badeleben in Spaa ist äußerst belustigend; ich bin jung, lebensfroh, man sagt mir daß ich hübsch sei. Ich trage eine Robe von gestreiftem Mousseline mit einem rosenfarbenen Atlasjäckchen, ein weißes Hütchen sitzt mir schief auf einem Ohre, einen Bologneser trag ich auf dem Arm. O Susanne ist recht artig, die alten Richter werden sie aber doch nicht bekommen. Susanne liebt alte Richter nicht, nein, wahrlich sie liebt sie nicht! Ach, das göttliche Bad von Spaa! Besonders ist da ein junger hannöverscher Offizier! — Susanna, Susanna! nimm dich in Acht! Im Monat März ist's wo die preußischen Geheimeräthe von mir einen Korb bekommen, Einer um den Andern. Es ist Frühlingsluft — ich öffne das Fenster und blicke hinaus auf die Dächer unsrer Nachbarn. Es tropft der geschmolzene Schnee aus den Dachrinnen; Crocos und

Hyazinthe duften an meinen Fenstern. Meine Mutter sitzt am Klavier und singt: „Mich fliehen alle Freuden, ich sterb' vor Ungeduld; an allen meinen Leiden, bist du, o Liebe, Schuld!“ Susanne nickt mit dem Kopfe und trommelt den Takt auf den Fensterscheiben.

Das Aprilbild stellt die Auffindung Mosis vor, und meine Tante sagt: Meine gute Mutter ist die Prinzeß und erhascht einen Liebesbrief, den ich heimlich meinem Geliebten habe zukommen lassen wollen. Sie zieht das sauber gefaltete Papier aus der Gosse hervor, in die es gefallen war als ich oben aus meinem Mansardenstübchen es hinunterschleuderte mit einem Steine beschwert, der sich leider ablöste, und so den Wurf über den Gartenzaun des Nachbarhauses mißlingen machte. Dort hatte Gustav eine Wache aufgestellt, die den Brief entgegennehmen sollte. Jetzt war er in den Händen meiner Mutter, und sie wüthete. Die Tochter Pharaonis läßt mich vor sich kommen und hält mir eine lange Strafpredigt, die etwas von den ägyptischen Plagen an sich

hat. Ich gestehe beschämt Alles ein, denn ich verstehe nicht zu lügen. Die Tochter Pharaonis sagt daß sie im Leben nicht ihre Zustimmung geben wird zu meiner Heirath mit Gustav. Aber siehe da, der Brief war ein ächter Moses, er wuchs heran, nehmlich meine darin ausgesprochene Liebe, und geleitete sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft. An einem schönen Morgen entfloh ich mit Gustav; mein treues Kammermädchen begleitete mich. Solches geschah im April. O April, Mond meiner Liebe! wirst du so wechselnd und launisch auch gegen mich sein, wie du es gegen alle Welt bist? Nein — nein! ich blicke in die treuen Augen meines Gustav, ich fühle den Druck seines meinen Leib umspannenden Armes und rufe: Nein! die Enkelin Pharaonis wird glücklich sein!

Das Monatsbild für den Mai zeigt den frommen Sänger David, wie er vor dem zürnenden Saul die Harfe spielt, und darunter die Worte der Tante: Ich gerathe in eine Familie, die mich stolz und frostig aufnimmt; besonders ist die Mutter meines

Gustav mit mir unzufrieden. Hier steh' ich nun und spiele vor der stolzen Frau die Harfe. Aber alles Harfenspiel der Welt kann unsere Feinde nicht besänftigen wenn sie ernstlich zürnen. So hebt denn auch meine Schwiegermutter den Speer gegen mich auf, um mich damit an die Wand zu spießen, wie Saul es mit David im Sinne hatte. Aber nein, ihre Hand führt keinen Speer, ihr Mund nur führt böse Worte, ihr Auge giftige Blicke. Ich thue als sähe und hörte ich nicht, und spiele ein meisterhaftes Capriccio, dann kommen Variationen nach Tosi. Ich spiele mir die Finger wund, aber Saul bleibt böse. Endlich stellt der arme David schweigend und betrübt seine Harfe an die Wand. Da plötzlich ruft Saul: „Die letzte Variation war nicht richtig, ich will sie ihnen auf dem Piano vorspielen, so wie sie sein muß." Und Saul setzt sich hin und spielt. Ich stehe hinter dem Stuhl und lobe mit Bescheidenheit, aber immer an der rechten Stelle: Saul findet sich geschmeichelt, bleibt aber böse. Die Variation geht ihren Gang. Zuletzt kommt ein schönes Finale, das

Saul im Augenblicke improvisirt und das mich in Entzücken setzt. Beifallsgeräusch von meiner Seite, feines Lächeln von Seite meiner Schwiegermutter! Triumph! Der Bund ist geschlossen. O Schmeichelkünste wie seid ihr wichtig, wie geschieht nichts Großes und nichts Kleines ohne euch in der Welt! — Solches ereignete sich im Monat Mai, wo die Erde sich von der Sonne, die Blume vom Frühlingshauch, das Menschenherz sich von der Liebe schmeicheln läßt. Gustav vergilt mir die kleinen Künste durch erhöhte Liebe.

Das Monatsbild für den Juni zeigt wiederum Simson, der mit dem Eselskinnbacken die Philister schlägt, und darunter die wenigen Worte: Ich besiege die Schaaren meiner Feinde, einige Tanten, einen Oheim, sechs schwatzende und schnatternde Cousinen. Triumph! Der Monat Juni ist ein heißer Monat; jetzt aber hab' ich mich festgesetzt: meine Feinde bluten und bitten um Pardon, meine Freunde hängen mir fester als jemals an. Simson hat die Feinde bezwungen und wohnt fortan im Lande friedlich.

Der Juli zeigt den jungen Tobias, wie er von seinen Eltern Abschied nimmt; meine Tante spricht: Siehe da, mein Erstgeborner, der in die Fremde zieht! Ich kann ihm keinen Engel mitgeben, dagegen aber einen alten geprüften Freund unsers Hauses. Nun sitzen Tobias Eltern, und harren der Wiederkehr ihres geliebten Kindes. Bald darauf öffnet sich die alte Arche nochmals, und ich laß als weißes Täubchen in die dunkle, Sturm- und Wasserumnachtete Welt meinen Zweitgebornen fliegen. Wie sie hinflattern, die jungen Vögel, mit kräftigem Flügelschlag die Luftwellen durchschneidend! Halt! jetzt kommt auch noch der Dritte, das Nestvögelein, mein hübscher, blonder Junge mit dem Taubenblick, und der sanften, weichen Glut auf den Wangen. O Welt, Welt, weist du wie's um's Herz einer Mutter bestellt ist? Welt, ich gebe dir mein theuerstes Gut; schone es! Fasse das Glück einer armen Frau mit weichen, zarten Händen an. Ich stehe mit dem Manne meiner Liebe an dem Fenster, und schaue hinab die Straße, die meine drei Knaben gezogen.

Das Abendroth glänzt auf der fernen Kirchthurmspitze; das kleine friedliche Dorf, durch dessen Straße sie zogen, liegt wie in Träume gewiegt. Das Kornfeld wogt, Vögel ziehen, es singt ein Wanderer, der des Weges kommt, ein wehmüthig Lied. Ich lege mein Haupt an die Schulter meines Gustav und rufe: „Herr nimm uns das Glück und gieb es den Lieblingen! Wir wollen darben, nur sie laß glücklich sein! — Ich geh' am Abend ins Dorf, und bringe den armen Tagelöhnerfrauen, die Kinder in der Fremde haben, Almosen.

Der August-Monat zeigt die drei Männer im feurigen Ofen, und meine Tante ruft: O Glut, o Schmerzensfeuer, o brennende Trübsal! Meine drei Söhne befinden sich im Kriege. Eine große Schlacht wird geschlagen, sie sind mitten drin; die drei Männer sind im Feuerofen! Ich stehe dabei, sehe das Feuer brennen, kann's nicht löschen. Ich sehe die Männer wie sie sich in den Flammen bewegen, und kann nur stumm meine Arme gen Himmel strecken und Gott mein offenes Herz zeigen. Ich habe

meinen Mann keine Ruhe gelassen, wir befinden uns in der Nähe des Orts, wo die große Schlacht geschlagen wird. Der Donner der Kanonen wirbelt meine arme Seele zu immer neuen Schrecken auf. Ich liege auf meinem Angesicht im Staub und bete; ich zerre und reiße am Mantel Gottes, und zeige mit furchtbaren Winken auf meine drei Männer: Diese soll er retten! Da tobt es mir durchs Gehirn: Wahnsinnige, warum grade diese drei? Sind nicht tausend und aber tausend Mütter, die ebenso ihr Theuerstes im feurigen Ofen sehn? — Lehre deine Magd Demuth! rufe ich zerknirscht und im nächsten Augenblick schreie ich wieder empor und will die ganze Welt verderben, wenn nur mein Eigenthum gerettet wird. Die drei Männer werden nicht gerettet; sie gehen unter, aber lobsingend, und den Herrn preisend. Die rothen Wunden ihrer Brust sind die brennenden Rosen meines Passionskranzes. Ich geh' in mein Kämmerlein und demüthige mich vor Gott; ich ziehe an die Gewänder herben Leids, ich hülle meinen Leib in das kalte Grabtuch der

Muttertrauer. Hinfort rührt keine Freude an dies geweihete, der Ewigkeit erkaufte Herz. Ich sah sterben was ich liebte, soll ich noch lieben was sterben kann? — Ich habe meine Söhne begraben, ich komme von ihrem Todtenhügel, wie ich einst von ihrer Wiege kam, wenn ich sie in den Schlaf gesungen. August, du heißer Monat, wo die Saaten reifen, erinnere mich daß auch ich Korn gesäet, und daß auch ich auf eine fröhliche Erndte hoffe.

Das Septemberbild zeigt den weisen König Salomo, wie er von der Königin von Saba besucht wird, die ihm Geschenke bringt und ihm huldigt; die Tante sagt: Mein Mann wird zu einer hohen Stelle im Staat berufen, das Volk sieht ihn an, und staunt, die Fürsten lieben ihn, er erhält der Welt Ehrenzeichen in Fülle. Die Königin von Saba macht sich auf, erscheint vor seinem Antlitz und huldigt ihm: ich mache die Reise in die Residenz, und besuche meinen Mann, den Minister, in den Prunkgemächern, die er bewohnt. Gustav eilt mir entgegen und drückt mich zärtlich an sein Herz, das

immer noch das alte ist, oder vielmehr das junge, wie es einst war. Ich trete einen Schritt zurück, und beuge mich voll Ehrfurcht, wie es der Königin von Saba geziemt, Angesichts des Weisesten und Erhabensten der Sterblichen. Ich bringe ihm Geschenke, das heißt, meine zwei Töchter, die ich in der Einsamkeit, auf unserm Landsitze erzogen habe. Diese Geschenke werden angenommen, und die Königin von Saba wird belobt. Es folgen nun Festzüge in geschmückten Gemächern, dann ein Tanz bei Hofe. Der weise Salomo tanzt eine Polonaise mit einer kleinen verwachsenen Hofdame, während die Königin von Saba, ihm nachfolgend, von dem Kriegsminister geführt wird. Man spielt und tanzt, und streitet witzig und anmuthig. O du altes Mutterherz, willst du nicht mehr lernen froh zu sein? Hängst du immer nach dem hin, was du verloren? Ja, ja, so ist's; es will keine Freude mehr zu mir ins Haus kommen.

Das Bild, das dem Oktober vorangestellt ist, zeigt den armen Hiob, wie ihn mannigfache Plagen

heimsuchen, und er von Gott hart geprüft wird: darunter die Worte meiner Tante: Wir verlieren durch den Treubruch eines Freundes einen großen Theil unsers Vermögens; mein Mann wird krank, und muß sein Amt niederlegen. Trübsal im Hause, Trübsal außer dem Hause; das Glück und unsre Freunde wenden uns den Rücken. Hiob klagt, und ich sitze an seinem Lager, und tröste ihn. — Ich grüße euch ihr Tage mit dunklem Herbstflor umzogen, ich grüße euch ihr Nächte, die ihr mir Kummer und Wachen statt Schlummer und Wohlbehagen bringet. Als ich im Lichte des Reichthums und des Glücks weilte, schlug mein Herz unruhig; jetzt da ich im Schatten sitze, fühle ich Frieden. Unser kleiner Haushalt wird jetzt ausschließlich von mir und meinen Töchtern geführt. Ermüdet schlafen die Mädchen am Abend frühe ein, ich aber bringe dann einen Pack Zeitungen hervor, setze meine Brille auf, rücke mich auf dem alten Lehnstuhl zurecht, und lese meinem Hiob vor. Die leichtsinnige Welt hat immer Händel, und diese Händel beschäftigen Hiob's Geist,

und rufen früherer Tage Gedächtniß in dem Greise wach. Wir disputiren oft weit über Mitternacht hinaus. Der Oktober ist der Monat der Weinlese: wir pflücken Beeren am Weinstock des ewigen Lebens. O Stille und Weltentfernung, wie seid ihr süß der Seele, die das Ewige sucht! Kommt ihr Nächte voll Dunkelheit, ich will Licht schaffen.

Der November: David tanzt vor der Bundeslade. Meine Tante sagt hierüber: Ich verheirathe meine älteste Tochter an einen zwar nicht reichen, aber rechtlichen Mann. Die Aussteuer fällt gering aus, es ist eine kleine Lade, gefüllt mit den Resten unserer frühern Herrlichkeit, ein wenig Schmuck, ein wenig Leinwand, eine alte Familienbibel und ein silbernes Besteck für zwei Personen, nicht für drei, denn das hieße einen Hausfreund begünstigen. Ich tanze vor dieser Lade her, und eröffne den Hochzeitreigen an der Hand des Bräutigams. Auf einem Rollstuhle wird Hiob herbeigeschoben; er sieht unsre Heiterkeit und Thränen glänzen in seinen Augen. Er zieht mich leise und unbemerkt bei Seite und

flüstert mir zu: „Weißt du noch, Alte, als wir —?“ Ich lasse ihn nicht aussprechen, drücke ihm eben so verstohlen die Hand wie er mir, und sage: ich weiß, ich weiß, Gustav! Beim Abschiedsstündlein schließe ich meine Tochte ans Herz, und rufe ihr zu: Kind geh und sieh zu daß du mit Gott und den Menschen dich gut stellst. Es warten allerlei Beschwerden und Ungemach auf das Weib, das dem Manne folgt, aber es warten noch mehr dergleichen auf das Weib, das ohne Mann durchs Leben wandelt. Beide aber sind in Gottes Huth. So gehe denn und halte Maaß für Liebe und Haß; für die Liebe daß sie nicht emporwachse zu unerlaubter Größe und Macht, und dir das Ewige verdunkele, für den Haß daß er nicht zu gering an Kräften sei, um dem Laster und der Thorheit kämpfend zu begegnen. Nun geh, Weib eines Mannes, nicht mehr meine Tochter, denn Alles was du bist sei ganz, und so sei nun ganz und ungetheilt das Weib des Mannes. — Stürmender November, sei immerhin kalt und rauh; innen in der Hütte ist's doch lieblich: es sitzt

ein altes Paar am Feuer, und träumt sich die Jugend neu.

Das Schlußbild, das Dezemberbild, zeigt den Mannaregen in der Wüste. Mit schon müder und zitternder Hand hatte die fast achtzigjährige Greisin unter dieses letzte Bild geschrieben: Segen Gottes in der Wüste — Glückeslächeln im Alter. Wir sind arm, wir sind von der Welt verlassen aber wir sind glücklich. Stürme und Sonnenschein der Welt sind abwechselnd über unsre Häupter dahingegangen, wir haben erprobt was die Welt Süßes und was sie Bitteres hat, aber es hat unseren Gaumen weder das Eine noch das Andere gemundet, wir hoffen auf eine Speise, die da auf immer sättigt. Demnach lesen wir das Manna begierig auf, denn wer hätte nicht gerne frohe Tage im Alter? Meine verheirathete Tochter kommt und besucht uns, sie bringt die Enkel mit, die unsre Kniee umspielen; das andre Mädchen ist unverheirathet geblieben, und der Trost unsres Alters. Sie ist vierzig Jahr alt, und ich sage oft scherzend: Wer weiß, vielleicht kommt doch

noch ein Freier. Darauf antwortet stets mein gutes Kind, daß sie nie und nimmer uns verlassen wolle. Das ist auch Manna in der Wüste, denn ehe das liebe Mädchen vierzig Jahr alt wurde, hat sich mancher stattliche Freiersmann gemeldet, dem sie aber nicht gefolgt ist. O du letzter Dezember, Sylvesterabend des Lebens, wie wundersam und lieblich trittst du in mein Kämmerlein! Ich soll gehn und Rechnung ablegen dem Wirthe der draußen wartet. Gut, laßt mir Zeit daß ich meine Bücher zusammen suche und die kleinen Posten, die ich gut habe, summire. Ach es sind ihrer gar so wenige — die Schuld ist groß. Das süßeste Glück, für das ich dem Himmel noch danke, ist daß er mir meines „Alten" Leben noch erhalten hat, er möge mich vor ihm abrufen, denn ich verstände nicht ohne ihn zu leben,

Dieser Wunsch meiner Großtante wurde nicht erfüllt, sie starb als die Letzte des Hauses, denn vor ihrem eignen Tode traf sie der des Mannes und der beiden Töchter. Als ein theures Vermächtniß bewahre ich den Bilderkalender meiner Großtante.

Der Palast der Zukunft.

Ein Mährchen.

„Und Sie, mein Prinz, haben Sie uns nichts zu erzählen?“

Diese Frage wurde an einen jungen Mann gerichtet, der in der Ecke am Kamin saß, und mit behaglicher Miene seine Cigarre schmauchte indem er dazu sein Glas neu füllte. Wir befinden uns nämlich in einer Jagdgesellschaft, die nach beendigtem Vergnügen auf einem alten Schlosse sich versammelt hatte und sich nun nach der Sitte aller Jagdgesellschaften darin gefiel Geschichten zu erzählen, die den Charakter des Unwahrscheinlichen an sich trugen.

„Ich habe allerdings ein Abenteuer erlebt;“ erwiederte der Gefragte, „und zwar nicht vor so gar langer Zeit. Es fragt sich nur ob man mir glauben wird. Ich versichre beim großen Namen unsers Schutzpatrons, des Freiherrn von Münchhausen und

bei der Ehre eines Jagdgeschichten Erzählers, daß Alles sich grade so verhalten hat, wie ich's erzählen will."

„Man glaubt Ihnen."

„So will ich erzählen. Sie wissen ich stamme aus einem Staate, dessen Gesetze allen seinen Kindern vorschreiben ein oder mehrere Jahre unter die Waffen zu treten. Auch an mich kam die Reihe, mein Dienstjahr in der Residenz auszuhalten. Ich stand eines Tages als gemeiner Soldat auf meinem Wachposten und dachte lächelnd daran, daß meine Vorfahren einst souveraine Fürsten gewesen waren, und daß sie, wenn sie auf die Erde hernieder sähen, wohl nichts weniger zu erblicken vermuthen würden, als ihren glorreichen Enkel wie er im groben Kittel eines Soldaten in einer schönen Sommernacht vor einem Pulvermagazin auf und ab marschirt. Mein Posten war einer der einsamsten, ich hatte in weiter Runde umher kein menschliches Geschöpf zum Gesellschafter. Der Pulverthurm stand abgesondert von allen Wohnungen; nichts als eine stundenlange

Haide, ein Kornfeld, und in neblichter Ferne die dunklen Häusermassen der Stadt, aus denen einzelne Lichtsterne aufblitzten. Ich blieb stehen, ich blickte herum; die Einsamkeit wurde mir plötzlich wie etwas, was mich beängstigte und niederdrückte, und um mich zu zerstreuen trällerte ich eine Arie aus einer Oper.

Der Himmel weiß, ich bin nie ein guter Sänger gewesen, desto mehr überraschte es mich, als ich meine Arie beendet hatte und nun noch, aus musikalischem Uebermuth, eine Schlußkadenz daran setzte, ein deutliches Beifallklatschen dicht in meiner Nähe zu hören. Ich sah mich um, es war Niemand zu erblicken. — Ich lauschte, es rührte sich nichts; ich untersuchte einen Nußbaumstrauch, der sich seitwärts am Graben befand, ich entdeckte nichts. Jetzt fing ich meine Arie nochmals an, und hatte sie diesmal, mit etwas zitternder Stimme, noch nicht zu Ende gesungen als wieder das Klatschen anhub, und eine Stimme: Bravo! Bravo! rief. „Das ist Einer meiner Kameraden!“ rief ich; „Einer jener lustigen, aufgeweckten Taugenichtse, die ich bei der Punsch-

bowle zurückgelassen habe, und der sich jetzt ein Vergnügen draus macht mich an diesem einsamen Orte in Schrecken zu setzen, doch ich will ihm Gleiches mit Gleichem vergelten!"

Mit diesen Worten nahm ich mein Gewehr, legte an und rief: „Ich gebe Feuer, wenn man mir nicht Antwort giebt. Wer da? — Jetzt rauschte es im Gebüsch und — eine junge Dame, in einen leichten Seidenmantel gehüllt, in einem weißen Hütchen mit einer langen, im Winde flatternden rosenrothen Feder geschmückt, trat hervor und sagte lächelnd: „Schießen Sie, mein Herr! Ich bin es gewesen, ich, eine Bewunderin Ihres Talents. Tödten Sie immerhin Ihre guten Freunde!"

Ich setzte erröthend mein Gewehr zur Ruhe. In der jungen Dame hatte ich eine Operntänzerin erkannt, der ich den Hof machte. Das gute Geschöpf war mir bis hierher nachgegangen, gewiß in der menschenfreundlichen Absicht mir die zwei grenzenlos langweiligen Stunden durch ihr Geplauder zu versüßen.

Voll Dankbarkeit wollte ich ihre Hand ergreifen, doch sie zog sie zurück und rief: „Still, hier keine Liebe! der Ort ist zu gefährlich. Folgen Sie mir; dort ist der Garten meines Onkels, ich habe den Schlüssel zum Pavillon; wir sind in jenem Schlupfwinkel völlig einsam.“

„Ach Therese, welche Thorheit! Wissen Sie nicht daß ich Wache stehe?“

„Possen! Man wird diesen alten Thurm nicht forttragen, während wir miteinander plaudern.“

„Aber die militärischen Gesetze! —“

„Sind wie alle anderen Gesetze. Wenn Niemand ihre Uebertretung bemerkt so sind sie so gut wie gar nicht vorhanden.“

„Gut, Therese, ich folge. Ich begehe ein Verbrechen, ich setze meine Freiheit, vielleicht mein Leben aufs Spiel, aber ich folge. Geben Sie mir aber Ihr Wort daß Sie mich nicht länger als eine halbe Stunde zurück halten. Bis dahin erwarte ich die Patrouille mit dem diensthabenden Offiziere.“

„Sie sollen in einer Viertelstunde wieder zurück sein; ich gebe Ihnen mein Wort.“

Ich legte meine Muskete leise ins Gebüsch nieder und folgte dem verführerischen Mädchen, das, leicht wie eine Feder, die der Nachtwind wegbläst, über die Haide dahinflog. Ich sah den Mond aufgehen, und seine sentimentale Scheibe sandte ihr Licht zu meiner nächtlichen Frevelthat. Mir war nicht wohl zu Muthe. Die Muskete im Gebüsch schien sich gegen mich aufzurichten, und ohne daß ein Arm sie hielt, nach mir zu zielen. Meine eigne Muskete lehnte sich gegen mich auf; sie hatte ein regeres Pflichtgefühl als der, der sie bis jetzt trug, und wollte mich strafen. Der Thurm wackelte im Mondschein, und machte schwerfällige Anstalten mir zu folgen. Ich stürzte athemlos dem Mädchen nach, das über die dunkle Fläche dahin wirbelte, als wenn sie ihre Sprünge auf den Theaterbrettern machte, immer toller, immer wilder. Zuletzt schien sie sich in eine einzige rosenrothe Feder aufzulösen. „Therese!“ schrie ich, „Therese! ein wenig langsamer, wenn ich bitten

darf! Wo ist denn der verteufelte Garten Ihres Onkels? Wir laufen ja wie sinnlos in die Oede hinein!“

Ich erhielt auf mein Fragen und Rufen keine Antwort, und stürzte nur immer wilder der gottlosen Kleinen nach. Endlich blieb sie am Eingange eines Wäldchens stehen. Ich holte sie ein, aber wie erstaunte ich als ich sie nicht fand. Was ich für die weiße Gestalt des Mädchens gehalten, war der im Mondschein flimmernde Stamm einer Hänge-Birke. Weder ein Thurm, noch irgend sonst bekannter Gegenstand war zu sehen, ich befand mich tief in einem unbekannten Walde, dessen Riesenbäume über meinem Haupte zusammenrauschten, und in dessen dunkle, verwirrte Schatten der Mond einzelne räthselhafte Strahlen gleiten ließ. Wie ward mir! der verlassene Posten, die spukhafte Erscheinung, der Pulverthurm, der sich selbst überlassen war, die Muskete, die im Gebüsch rumorte, der patrouillirende Offizier — alle diese Dinge fingen an sich in meinem Schädel herumzudrehen, und zum erstenmale

seit meinen Kinderjahren kamen Thränen in meine Augen. Ja, ich lehnte mich an den Stamm einer Eiche, und weinte bitterlich. Dies war keine Schande; ich war nicht mehr Soldat, ich war ein armes verlassenes Geschöpf, das, der Himmel weiß von welchem boshaften Dämon geäfft wurde.

Doch diese Augenblicke der Entmuthigung gingen schnell vorüber. Ich suchte jetzt angelegentlichst den Ausgang des Waldes; aber der war nicht zu finden. Je mehr ich nach meinem Sinn dem Ausgang zustrebte, um so tiefer gerieth ich in's Innere des verwünschten Gehölzes. Es war nur ein Glück daß der Mond so hell schien, so hell wie ich ihn nie im Leben hatte scheinen sehen. Ich konnte auf einem kleinen freien Platze, wo ich jetzt anlangte, jeden Zweig am Baum unterscheiden, und da sah ich denn daß diese Zweige ein sehr seltsames Ansehn hatten. Sie waren alle von einem dichten Spinnengewebe umzogen, und es lag fingerdicker Staub auf den Blättern. Es rührte sich kein Lüftchen, das diesen Staub hätte abwehen können. Ich zog mein Taschentuch

hervor und wischte ihn hier und da ab; da ich aber unmöglich einen ganzen in Unordnung gekommenen Wald abstäuben konnte, so ließ ich die Dinge wie sie waren, und bahnte mir einen Weg weiter, wobei Staub und Spinnengewebe an meinen Kleidern haften blieben. Die Spinnengewebe wurden aber immer zahlreicher und zuletzt bildeten sie über dem Walde eine dichte graue Decke, durch die der Mond nur mühsam dringen konnte. Endlich zeigte sich die vorspringende Ecke eines Gebäudes; es war ein Palast mit Säulen. Ich hatte nie von der Existenz eines so grandiosen, und in so fremdartigem Style zusammengesetzten Bauwerks an diesem Orte gehört. Unmöglich konnte dies der Gartenpavillon von Theresen's Onkel sein; überhaupt hatte ich bereits Therese und ihren Onkel völlig vergessen. Wie ich dem Palast zuschritt, bemerkte ich daß die fatalen Spinnengewebe auch ihn ganz umsponnen hatten, und daß der Staub auch hier fingerdick auf allen Gegenständen lag. Eine Schwalbe hatte ihr Nest gerade auf dem Thürschlosse erbaut, doch der Vogel war nirgends

zu erblicken. An allen Zeichen war zu bemerken daß über diese Treppen, und durch diese Thür seit undenklichen Zeiten Niemand gegangen war. Sollte ich nun der Erste sein, der einen Versuch der Art machte? Wer wohnte im Hause? Oder vielmehr wer hatte hier gewohnt?

Ich rief mit der ganzen Stärke meiner Stimme, aber der Ruf hatte keine andere Wirkung als daß durch die Erschütterung der Luft ein paar Stücke vom obern Ueberwurf des Frieses an dem gewölbten Eingangsthore nieder fielen, und dies machte in diesem verrotteten Winkel der Schöpfung einen solchen Spektakel daß man hätte glauben sollen das ganze Gebälk stürze zusammen. Ich beschloß in die Fenster des Erdgeschosses zu blicken, doch diese schillerten, wie altes verstäubtes Glas zu thun pflegt, in allen Regenbogenfarben, und man konnte durchaus nicht sehen ob drinnen im Hause Nacht oder Tag war. Ich faßte mir ein Herz, und nachdem ich den sonderbaren Palast rund umgangen hatte, entdeckte ich eine Thür, die sich öffnen ließ, und durch die ich eintrat.

Was jetzt kommt, meine Herren, ist sehr sonderbar.

Ich ging durch hohe Säle, in denen ich eine Menge Menschen beschäftigt fand aber sie regten und rührten sich nicht. Obgleich mein Eintritt einen nicht geringen Lärm verursachte, so gelang es mir nicht auch nur einen Blick dieser Leute auf mich zu lenken. Hier saß ein Maler vor der Staffelei nnd malte, dort meißelte ein Bildhauer an einer Statue; so viel ich sehen konnte, waren sowohl Gemälde wie Figur wunderbare Meisterwerke, wie ich deren noch nie gesehen. Aber der Maler hielt den Pinsel müssig in der Hand und seine Augen waren geschlossen; der Bildhauer stand vor seinem Kunstwerk und schien nachzusinnen, ebenfalls mit geschlossenen Augen. Ich trat näher heran und sah daß auf diesen Gestalten Staub lag, freilich nicht so dicht wie draußen. Ich machte mir das Vergnügen von der Nase des Malers den grauen Puder wegzublasen; er ließ es geschehen, ohne aufzusehen und mir zu danken; dies verdroß mich und ich bekam eine üble Vorstellung

von der Artigkeit und guten Lebensart dieser unvergleichlichen Gesellschaft. In dem anstoßenden Saale saß ein Dichter und dichtete an einem unsterblichen Werke, nicht weit von ihm schrieb ein Historiker die Thatsachen der Geschichte auf; beides erfuhr ich indem ich in die, vor ihnen aufgeschlagenen Bücher blickte. Aber auch sie pausirten. Weiter gehend sah ich eine Gesellschaft von Damen und Herren an einem runden Tische sitzen auf dem eine Anzahl Kerzen mit einem trüben Schimmer brannten. Ein Herr las aus einem Buche vor, oder las vielmehr nicht, denn Alles war still wie das Grab. Zwei Pagen standen an der Thür, und es war ein Jammer anzusehen wie diese armen kleinen Geschöpfe bestäubt waren, wie die Puppen eines Antiquitätenladens. Das Zimmer war mit grünen Seidentapeten behangen und Gemälde zierten die Wände. War es nun diese unheimliche Stille oder war es die verschlossene Luft, das Athmen wurde mir schwer, und ich empfand einen dumpfen Schmerz im Kopfe. Die Angst befiel mich, ich könnte auch hier einschlafen,

und Jahrhunderte bestaubt liegen bleiben. Deshalb machte ich daß ich weiter kam, um die Wunder, so viel deren noch sein mochten, rasch zu betrachten, und dann hinaus zu eilen. Dicht neben der Gesellschaft mit dem Vorleser befand sich ein Vorgemach und daran stoßend eine Rotunde, in deren Mitte ein Bett stand und eine Ampel brannte. Im Vorgemach saß eine junge Schöne am Flügel und neben ihr Eine die die Harfe in den Armen hielt. Beide spielten nicht. Ich warf einen Blick auf die Notenblätter und sah den Namen eines Komponisten darin verzeichnet, den ich nie nennen gehört. Nichts gleicht jedoch meinem Erstaunen, als ich in die Rotunde eintretend auf dem Bette eine schlafende Frau von unvergleichlicher Schönheit erblickte. Gegen dieses Wunder verschwanden alle andere Wunder. So etwas an Pracht der Glieder, an Weiße der Haut, an Lieblichkeit des Ausdrucks hatte mein armes Auge, das nur an irdische Schönheiten gewöhnt war, nicht erblickt; ganz ohne Zweifel lag hier eine Tochter des Himmels oder der Hölle vor mir. Vor-

sichtig, auf den Zehen schwebend, nahte ich mich dem Bette, und stand endlich nah genug um den Athem der Schlafenden, wenn sie überhaupt einen hatte, hören zu können. Allein diese Marmorbrust schien nichts der Art zu beherbergen; ja der fatale Staub lag sogar hier auf den Wölbungen dieser Alabaster= hügel, die sich nicht regten und nicht rührten. Ich zog abermals mein Taschentuch heraus, und begann abzustäuben, und ich muß bekennen daß dieses Ge= schäft für mich einen eigenthümlichen Reiz hatte. Kein Alterthumsforscher, der in den Katakomben nach Denkmälern gräbt, kann erfreuter sein als ich es war, wenn unter meiner Hand eine Schulter, eine Brust in ihrer ursprünglichen Vollendung er= stand. In der Hitze des Geschäfts kam ich dem schönen Bilde immer näher und als ich mich an das zarte Inkarnat der Lippen machen wollte wählte ich klüglicherweise meine eignen Lippen, um diese schönen Lippen zu reinigen. Unversehens wachte die Schöne auf.

Ich war einer Ohnmacht nahe. Sie richtete

sich langsam im Bette auf und sah mit einem neugierigen Blicke im Zimmer umher und dann auf mich. Wie ein Schulknabe, der auf einer Näscherei ertappt worden, stand ich vor ihr, unfähig ein Glied zu rühren. Sie drückte die Augen halb zu, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung an, als sie mich ansah, und endlich murmelte sie: Miserabel!

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben; aber die Dame war so gefällig das unangenehme Wort rasch zu wiederholen, indem sie hinzufügte: Also das ist der — welcher! — Schwächlich! — Noch hundert Jahre schlafen um auf den Rechten zu warten! — Peinvoll! — der große Moment kommt, aber er findet ein kleines Geschlecht! — Schwächlich! — Miserabel!

Aber erlauben Sie, meine Schöne! rief ich, indem ich jetzt meinen Muth zusammenfaßte, was finden Sie hier miserabel?

Dich! sagte sie, und blickte mich wieder mit den zugekniffnen Augen unbeschreiblich hochmüthig an.

Oder — setzte sie hinzu — habe ich mich geirrt; hättest du Muth dieses Lager zu besteigen?

Statt der Antwort ging ich sogleich daran die Atlaswand hinauf zu klettern; aber ich rutschte immer wieder zurück und die hochmüthige Dame machte nicht die geringste Anstrengung mich zu sich empor zu ziehen. Sie sah ruhig zu wie ich mich abarbeitete. Endlich als ich oben war, stieß ich mich so empfindlich an einem der marmornen Knäufe, die an den Ecken des Bettes angebracht waren, daß ich unwillkührlich in Thränen ausbrach. Kaum bemerkte sie das, als sie mich mit einem Stoß ihres Fußes vom Bett wieder hinabschleuderte. Dazu sagte sie in einem seltsamen schläfrigen Tone: Wenn du der gewesen wärest, der du sein solltest, so würde eine große Zeit angebrochen sein. Alle jene staunenswerthen Kunstwerke würden ins Leben getreten sein, und die Heroen in Kunst und Wissenschaft, die mit mir in diesem Palast eingeschlossen sind würden über freie und große Völker ihre Segnungen verbreiten; so aber —

Und jetzt fing sie wieder an von „miserabel!“ zu sprechen.

Meine Ehre duldete es nicht daß ich dies weiter anhörte. Ich drehte also der Schönen und ihren Reizen den Rücken und blieb verdrießlich in der Ecke des Gemachs stehen, immer erwartend daß die unglückliche Person wieder zur Vernunft kommen und mich zurückrufen würde. Denn unmöglich konnte ich glauben, daß man eine fernere sanfte Einstäubung, die wiederum hundert Jahre dauerte, meiner liebenswerthen Person und meiner feurigen Umarmung vorziehen werde. Allein die Schöne war nicht dieser Meinung, sie sank allgemach wieder in Schlummer, und kümmerte sich um mich nicht so viel, als sich ein handfester Schläfer um eine Fliege kümmert, die um seine Nase herumsummt.

Mitlerweile hatte ich Zeit zu bemerken, wie Alles um mich her lebhaft wurde. Der ganze Palast tönte wider von geschäftigem Treiben. Die Spielerin am Piano brachte staunenswerthe Rouladen hervor, und die Harfenvirtuosin glänzte in einem

Capriccio, das ich nie vollendeter auf diesem schwierigen Instrumente gehört hatte. Aber das Spiel wurde immer leiser und nahm immer mehr Pausen in sich auf, je nachdem die Dame auf dem Bette tiefer in Schlummer sank. Im Saal nebenbei war die Gesellschaft von ihren Stühlen aufgestanden und wogte lebhaft durcheinander. Aber sie setzte sich wieder und versank von neuem in ihr voriges Schweigen. Der Maler hatte einige Striche des Pinsels, der Bildner ein paar Hammerschläge auf den Meißel gemacht, der Dichter einige Strophen gedichtet, der Historiker seinen Satz vollendet — jetzt schwiegen sie wieder. Ich Unglücklicher war die Ursache dieses erneueten Zauberschlafes; oder vielmehr der Eigensinn der Schläferin, die mich nicht für den Rechten anerkennen wollte.

So, meine Herren, verließ ich nunmehr den Palast — doch nein! ich verließ ihn noch nicht, denn ich hatte in einem Kabinette, dessen Thüre halboffen stand einen Mann sitzen sehen, der über einen Bogen Papier sich hinbeugte, und über irgend eine

schwierige Rechnung zu sinnen schien. Dieser kleine Mann hatte eine verwirrte, bestäubte Perrücke, rothe, vorstehende Augen und eine spitzige Nase, an der ein, durch die Länge der Zeit versteinerter Tabackstropfen hing. Natürlich blickte ich ihm über die Schultern um zu erfahren über welches Zahlengeheimniß er brütete. Wie erstaunte ich, als ich eine vollständige Aufzählung meiner Schulden bemerkte mit der dabei gelegten Quittung aller meiner Gläubiger. Welch' ein kostbares Dokument! Und dieses Wunderwerk wäre ins Leben getreten, sammt allen anderen Wunderwerken dieses Wunderhauses, wenn es mir gelungen wäre die schlafende Schöne völlig aus ihrem Schlafe zu bringen. In der That, meine Herren, jetzt überfiel mich bittere Reue. Ich schied von meinem kleinen Mann und seinen Quittungen, wie ein Freund scheidet von seinem Busenfreunde."

Das ist ein seltsames Abenteuer! hub Einer der Zuhörer an. Man muß gestehen, es würde noch belustigender sein, wenn es nicht die Anspielung auf unsere Zeit hätte.

Sie meinen weil so viel von Schlaf und schlafenden Leuten darin vorkommt, bemerkte ein Anderer.

Jedermann versteht was ich meine, entgegnete der Sprecher gereizt. Ich bin kein Freund von langen Erklärungen meiner eignen Reden. Mit einem Worte, ich wünschte die politische Anspielung hinweg.

Und ich finde es höchst belustigend, hub ein Dritter an, daß diese ganze bezauberte Gesellschaft nicht aus dem Palaste heraus kann bis Einer kommt, der sie gleichsam hinaustreibt.

Ist dies nicht mit allem Großen so? sagte ein älterer Herr; die Zeit ist ein Weib, sie wartet auf die Umarmung des Heros um das Staunenswerthe, das Große, das Erhabene zu gebären.

Was mich betrifft, hub ein junger Mann an, so möchte ich nur wissen wie Sie wieder zu ihrem Pulverthurm kamen, mein Prinz, und welche Bewandtniß es mit der Operntänzerin Therese hatte. Alles Uebrige kümmert mich wenig.

„Ich werde eilen Ihre Neugier zu befriedigen,“

nahm der Erzähler wieder das Wort. „Ich gelangte aus dem Walde viel leichter und viel rascher als ich hinein gekommen war. Meine einzige Besorgniß war nunmehr, in welchem Zustand ich den mir anvertrauten Pulverthurm und meine Muskete finden würde. Auch kam mir der patrouillirende Offizier nicht aus dem Sinne. Nach meiner ungefähren Berechnung hatte ich mehrere Stunden in dem Palaste zugebracht; denn wie viele Dinge hatte ich nicht geschaut und erlebt; es mußte mich daher nicht wenig befremden als ich, auf die wohlbekannte Haide gelangend, immer noch denselben Mond und immer dieselbe stille Nacht fand, wie ich sie sah als ich ausging. Sollten also wohl ein ganzer Tag und eine halbe Nacht vergangen sein? Dies erschreckte mich. Vorsichtig schlich ich an meinen Thurm heran, neugierig spähend wer wohl statt meiner jetzt den Posten inne habe. Er war unbesetzt. Der Thurm war ohne Wache. Unerhört! Jetzt kam ich heran und suchte meine Muskete; sie lag noch im Gebüsche. So bin ich wirklich nur eine Viertelstunde fort

gewesen! rief ich bei mir selbst; die gespenstische Therese, denn die wirkliche schlummerte ruhig in ihrem Bette, während ich dieses Abenteuer bestand, hat ihr Wort gehalten.

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so hörte ich den Ruf der Patrouille und der Offizier rief mir lachend zu, wie es mir ginge.

Dem Himmel Dank! Niemand hatte etwas davon erfahren daß ich den Thurm verlassen."

Der Rathsherr von Bremen.

Eine Gespenstergeschichte.

Ein Arzt erzählte in einer Gesellschaft folgende Geschichte:

Man mag, hub er an, über die Einwirkung übernatürlicher Erscheinungen auf unsere Existenz denken wie man will, was ich jetzt erzählen werde, ist eine Thatsache, die ich selbst beobachtet habe, und deren Wirklichkeit und Wahrheit ich mit dem Worte eines ehrlichen Mannes bekräftigen kann.

Auf einer meiner Berufsreisen kam ich im Herbste des Jahres 183— nach Bremen. Die Stadt war mir neu; ich konnte mich zwar besinnen mit meinen Eltern als ich noch sehr jung war, in der Umgegend ein paar Tage mich aufgehalten zu haben, aber, obgleich mir ein treues Gedächtniß als sehr beachtenswerthe Gabe für meinen Beruf und meine Lebensstellung geworden, so mühte ich mich

doch vergebens alte Eindrücke von Häusern, Landstraßen, Wiesengründen und dergleichen, einem Kinde Auffälligem, wieder neu in der Seele hervorzurufen. „Du wirst alt, du vergißt!“ rief ich mir zu, und unwillig und verstimmt, wie wir es werden wenn wir das erste graue Haar auf unserm Scheitel, die erste ungetreue oder versagende Kraft in den Kammern unsers Gehirns gewahr werden, fuhr ich in eine der dunkelsten und engsten Gassen der alterthümlichen Stadt ein.

Ich stieg beim Amtsphysikus, meinem Freunde, ab. Es war bereits spät und ich ging bald zu Bette. Vorher öffnete ich noch das Fenster meines Zimmers und sah in die lange dunkle Straße hinein, wie alle Hausthüren ruhten, alle Fensterladen stille standen, und jedes geschwätzige Haus sich in tiefes Schweigen gehüllt hatte. Ganz am Ende öffnete sich ein Laden, ein Lichtstrahl fiel hinaus, ein sehr sonderbarer Lichtstrahl, dem man's ansah daß er nur widerwillen auf die todtmüde dunkle Straße fiel, und daß er seinen Träger bat, schnell ihn wieder

zurückzuziehen, damit die Finsterniß und Stille ihr Recht behielten. Und so war es auch, der Laden wurde eilig wieder geschlossen, und die Straße konnte wieder fortträumen und ihre nächtlichen Geheimnisse, sie mochten nun Namen haben, welche sie wollten, fortspinnen. Ich zog mich vom Fenster zurück, und nahm meinen Platz in einem alten Sorgenstuhle, der zwischen Fenster und Ofen stand, und der ein unruhiges Gestöhne aus den Klüften und Schluchten seiner alten Lederkissen hervortönen ließ, als ich mit der ganzen Schwere meines Leibes in ihn hineinsank. Es mochte wohl schon mancher Erdenstreiter, manches alte, von der Sorge gewickelte und vom Kummer aufgesäugte Kind in ihm Nächte lang schlummerlos gelegen haben. Die alten Lederpfühle aber, wie die eingeschrumpften Lippen eines Geizigen plauderten nichts aus.

Als ich so träumend lag beim Schimmer eines herabgebrannten Lichts, hörte ich vom Nachbarhause ein dumpfes Gepolter herübertönen. Es kam aus einer Dachkammer; ich trat wieder ans Fenster, und

in dem Augenblicke wurden mir gegenüber die Thüren eines bretternen Verschlages aufgestoßen, und ein Mann in Hämdeärmeln bog sich heraus. Ich konnte den Mann deutlich sehen; es war eine kleine, gedrungene Gestalt, etwa sechzig Jahr alt, mit kahlem Scheitel. Er sah sehr bleich aus, trocknete sich wiederholt den Schweiß von Stirn und Wangen und machte eine unruhige, schwankende Bewegung gegen die Fensterbrüstung. Endlich sah ich ihn eine kleine Laterne erfassen, und über einen weiten Bodenraum sich in die Tiefe hin verlieren. Der Laden blieb offen, und die Zugluft fing an mit den morschen Holztafeln zu spielen, wodurch für mich eine höchst lästige Nachtmusik zu wege gebracht wurde.

Wieder in meinem Lehnstuhl angelangt, dachte ich darüber nach was jener Mann wolle. Sein Hin- und Herlaufen an der gefährlichen alten Brüstung, sein bleiches, schwitzendes Gesicht gefielen mir nicht. Ich kam mit mir überein, daß der Mann ein Selbstmörder habe werden wollen, daß aber

irgend ein Umstand, für diese Nacht wenigstens, sein lasterhaftes Vorhaben vereitelt habe.

Als ich am Morgen meinen Freund sah, unterließ ich ihn von dem zu unterrichten was ich in der Nacht geschaut; für Jeden von uns gab der Tag seine besonderen Aufgaben; als wir sie nach besten Kräften gelöst, war ich müde und war, wie gestern, frühzeitig wieder in meiner Schlafkammer, in meinem alten Lehnsessel. Mein erster Blick war auf den Giebel des Nachbarhauses. Der verwünschte Laden stand wieder offen. In dieser Nacht entstand das Gepolter früher als in der vorigen. Ich sah wieder den alten kahlhäuptigen Mann, er erschien wieder in Hemdeärmeln, er trat wieder vor und hielt sein aufgedunsenes, fahles, schwitzendes Gesicht in die Nachtluft hinaus. Aber sein nächtliches Werk war diesmal anhaltender, und wie es schien mühvoller. Ich sah deutlich, denn die Laterne hatte er ungefähr in die Mitte der großen Kammer auf den Boden gesetzt, wie er mit großer Anstrengung ein altes schwerfälliges Möbel, halb Kommode, halb Kleider=

schrank in eine Ecke zu rücken und zu schieben trachtete. Er hielt inne als das Werk, wie es mir schien, nur halb vollbracht war, und eilte stöhnend und sich die Stirne trocknend von dannen.

Mein Aufenthalt in Bremen neigte sich seinem Ende zu, als ich eines Tages als Stellvertreter meines Freundes, der selbst unwohl war, einen Kranken besuchte, der vor dem Thore ein hübsches Landhaus bewohnte. Wie soll ich mein Erstaunen beschreiben, als ich in das Krankenzimmer eintretend, im Patienten meinen Giebelnachbar und nächtlichen Tumultuanten erkannte. Es war nicht möglich zu irren; dieses Gesicht hatte sich mir zu lebhaft eingeprägt. Die Krankheit war ein Fieber mit Nebenumständen, die den Zustand gefährlich machen konnten, wenn nicht Vorsicht angewendet wurde. Ich rieth meinem Pflegebefohlenen daher das Bette an, und machte ihm begreiflich, daß auch jeglicher Anlaß zu Gemüthserregung vermieden werden müsse. Die Angehörigen des Mannes, eine liebe, vorsorgliche Frau und hübsche Kinder, versprachen ihrerseits

über die Vollziehung meiner ärztlichen Befehle zu wachen.

In der folgenden Nacht — wen sehe ich am gegenüberliegenden Bodenfenster? — meinen Patienten. Ich werde ernstlich böse und habe nicht übel Lust das Fenster aufzureißen und über den Ungehorsamen ein ärztliches Donnerwetter ergehen zu lassen. Da sehe ich aber, daß seine Miene so gar leidend ist und höre über seine Lippen klägliche Schmerzenslaute herüberschallen; dabei dauert das Gerumpel mit dem alten Möbel länger als sonst. Vielleicht ist der Mann ein Nachtwandler, denke ich bei mir selbst; dann sind aber die Seinigen, denen ich das Wächteramt aufgetragen, sehr lässig in ihrer Pflicht gewesen. Jedenfalls werde ich jetzt die Sache strenge untersuchen. So geschah es auch. Ich untersuche, ich frage, ich ziehe bald dieses, bald jenes Familienglied bei Seite; umsonst, man will nicht mit der Sprache heraus, und Alle behaupten, der Kranke habe das Haus nicht verlassen. Ich bin heftiger Natur, und fange nun an zu toben; ich

sage der Frau auf den Kopf zu, daß sie mich belüge, daß ich meinen Patienten in der Nacht gesehen, und zwar in dem und dem Hause. Jetzt dringe ich durch, das kleine, ängstliche Weib bekennt mir endlich, ihr Mann sei ausgegangen, er sei nicht zu halten gewesen, man habe ihm den Willen thun müssen, sonst wäre es sein Tod gewesen. „Ei!“ rief ich ärgerlich, „da mag der Teufel Dokter sein! Was hab' ich mit Patienten zu thun die, anstatt, wie meine Verordnung lautet, ruhig im Bette zu liegen und zu schwitzen, in Bodenkammern herumkriechen und alte Kleiderschränke hin und her rücken!“

Ich hatte diese Worte halb im Scherz gesagt, aber die arme Frau wurde bleich wie der Tod. Sie erwiederte nichts, sondern ging, wie es mir schien, weinend von dannen. Unterdessen wurde mein Rathsherr, denn dies war die amtliche Stellung meines Patienten, immer kränker. Ich blieb noch einige Tage, als aber meine Abreise nicht länger verschoben werden konnte, hatte ich in der Abschiedsstunde eine vertrauliche Unterredung mit dem kranken

Manne. Er mochte fühlen, daß sein Ende nahe war, und das Bedürfniß eines belasteten Gewissens trieb ihn in eines ehrlichen Mannes Seele seinen Kummer niederzulegen. Er erzählte mir folgende Geschichte:

Ich bewohnte vor einigen Jahren jenes Haus, in dessen obern Räumen Sie mich gesehen haben. Die große Kammer gleich unter dem Dache diente mir zur Aufbewahrung von allerlei physikalischen Apparaten, denn ich füllte damals meine Mußestunden mit dem Studium dieser Wissenschaft aus. In diese Kammer einzudringen war Jedermann verboten. Wir hatten damals einen blödsinnigen Knaben im Hause. Weitläufig mit meiner Frau verwandt, fand der Arme, den sonst Niemand wollte, bei mir eine Zufluchtsstätte; er wurde, obgleich er sehr widriger Natur war, nicht allein geduldet, sondern gut behandelt. Ich muß jedoch gestehen, daß dieses geistig und körperlich verkrüppelte Geschöpf stets einen widrigen Eindruck auf mich machte, daß ich in seiner unmittelbaren Nähe oft eine Anwandlung von Ekel empfand, die ich nur mit Mühe unterdrückte, um sie

ihn nicht empfinden zu lassen. Der Knabe war schmächtig gebaut, mit übermäßig langen dünnen Armen, an denen große skelettartige Hände einen besonders schauerlichen Effekt machten; sein Kopf hing, in Folge beständiger Nervenzuckungen, auf eine Seite, und seine grell hervortretenden, mißfarbigen, fortwährend von einer unreinen Feuchtigkeit überfließenden Augen nahmen zu Zeiten einen Ausdruck von boshaftem Schielen an, der mir, wenn dieser Blick mich traf, eine nicht zu verwindende, fast leidenschaftliche und ans Krankhafte streifende Pein verursachte. Dennoch war das Geschöpf an mich besonders attachirt, ja es äußerte gewissermaßen Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für mich. Ich war der Einzige im Hause, der es aus seiner Starrheit und Apathie wecken konnte, und ich besitze noch eine kleine von ihm gehäkelte Geldbörse, das einzige Produkt, das aus diesen übelgeformten und arbeitsunfähigen Händen jemals hervorgegangen.

Als Rupert, so hieß der arme Krüppel, heranwuchs, trübte und verschleierte sich seine Seele immer

mehr; er wurde zuletzt völlig der thierisch-blödsinnige, der unheilbar geistig und körperlich Verunglückte, als welchen ihn die ganze Nachbarschaft noch wenige Tage vor seinem Tode gekannt hat. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, gegen dieses arme Wesen muthwillig Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen oder wohl gar durch rohe Behandlung seinen Zustand zu verschlimmern; und dennoch — ich weiß es, bin ich die unmittelbare Ursache seines Todes. Ich habe mich hier schwer anzuklagen, obgleich ich jetzt noch nicht begreife, wie die Sache eigentlich, so wie sie geschehen, sich hat zutragen können. Ich besinne mich nehmlich sehr wohl, obgleich ich mich in jenem unseeligen Momente vor Wuth zittern fühlte, daß ich dennoch dabei wußte was ich that, und was ich allenfalls thun durfte.

Die Veranlassung aber war, diese: Ich fand eines Tages unter meinen physikalischen Instrumenten eine Unordnung angerichtet; nachdem ich vergebens bald Diesen bald Jenen meiner Hausgenossen

in Verdacht gehabt und befragt, fand sich's zu meinem großen Verdruß, daß der Blödsinnige der Urheber des Schadens gewesen. Ich gab ihm einen derben Verweis, entzog ihm, das fast einzige Korrektionsmittel, auf einen Tag die Nahrung und schärfte nun das Verbot, jenes Zimmer zu betreten, auf das bestimmteste. Eine Woche verging, während welcher Rupert krank wurde. Es ging ich weiß nicht welche Veränderung im Wachsthum seines Körpers vor; seine fehlerhafte, gebrechliche Constitution mochte peinlich danach ringen die Gesetze geltend zu machen, welche die Natur in jedes der Entwickelung fähige Wesen gelegt hat. Der Arme klagte nicht, aber sein stilles Leiden war uns Allen noch unbehaglicher als es uns seine lauten Klagen gewesen wären. Selbst die Sanftmuth und das Dulden schienen bei diesem armen Krüppel eine widrige, die Sinne verletzende Form annehmen zu wollen. Trotz seiner Krankheit unterließ er nicht, die gewohnten Streifereien im Hause und in der Nachbarschaft zu machen. Da fand ich eines Tages wieder eine Zer-

störung in meinem Laboratorium angerichtet, und diesmal noch eine schlimmere als früher. Mein Verdacht fiel jetzt sogleich auf Rupert; man suchte ihn überall, er war nicht zu finden. Endlich entdeckte ich ihn in einem Winkel der großen Bodenkammer zusammengekauert, und noch mit einem Stück einer zerbrochenen Retorte in der Hand. Er zeigte mir das Stück vor und lachte hämisch. Mich übermannte der Zorn dergestalt, daß ich zu meinem Schreibtisch eilte, wo der Spazierstock lehnte, mit diesem auf den Krüppel zustürzte, ihn bei seinen langen, spindeldürren Armen hervorzerrte und ihm einige derbe Hiebe über die Schultern gab. Er stieß ein widriges, katzenartiges Miauen und Pusten aus, das ich für Spott und Hohn hielt und das mich deshalb noch mehr erbitterte. Ich verdoppelte die Hiebe, und während ich noch schlug, sah ich den Glanz und Schimmer seiner vortretenden Augen wunderlich aus dem Dunkel hervorleuchten, und zugleich tönte eine ganz fremde, sanfte, und mit einem gewissen unnachahmlichen Wohllaute mein Ohr treffende Stimme

vom Boden herauf, die da rief: „Jetzt ist's genug! Ich sterbe!"

Wie durch einen elektrischen Schlag wurde durch diese Worte mein Arm gelähmt; ich hielt ein mit Schlagen und rief dem Burschen zu: „He! hast du nun genug? Und wirst du's künftig nicht mehr thun, böser Bube du! —" Er antwortete nicht. Ich wollte ihn aus dem Winkel hervorziehen — er war todt.

Was war es nun? Hatte ich ihn getödtet? War er plötzlich und ohne mein Verschulden vom Tode hingerafft worden? Ich weiß es noch jetzt nicht. Und woher kam ihm plötzlich, und gleichsam als Schwanengesang die klangvolle, süße und liebliche Stimme, ihm, der bisher mehr thierisch gegrunzt als menschlich gesprochen hatte? Und diese rührende Bitte, die mir durch's Herz schnitt! Alles dies machte, daß dieser unglückliche Moment sein Eigenthümliches an Schauer und Wunderlichkeit beibehielt und noch jetzt in mir rege macht, so lange Zeit auch darüber hingegangen. Ich ließ den Körper

des Todten untersuchen; der Arzt gab einen Nervenschlag als Ursache des Todes an. Ich war aber nicht beruhigt. Ach, ich werde es nie sein! Der Unglückliche ist im Geiste mit unauflöslichen und unerklärlichen Banden an mich gefesselt! Sein armer, gebrechlicher Leib war mir überantwortet und ich habe ihn verunglücken lassen; dafür werde ich jetzt gestraft! Und Himmel mit welch' einer Strafe! Hören Sie.

Spät in die Nacht hinein zu arbeiten war damals meine Gewohnheit. So sitze ich denn in einer Sommernacht, wenige Wochen nach dem Tode des Knaben, in dem Laboratorium, eifrig beschäftigt eine wissenschaftliche Abhandlung auszuarbeiten. Da stört mich ein eigenthümliches Geräusch in meinem Studium. Ich weiß nicht, ob Sie die häßliche Sitte mancher ungebildeten und bäurischen Leute kennen, durch das Drehen und Recken ihrer Finger ein Knacken der Köchel der einzelnen Fingerglieder zu veranlassen. Der verstorbene Blödsinnige war ein Meister in diesem vulgären Kunststückchen gewesen,

er hatte es uns Allen zum Possen oft produzirt, und besonders mir damit manchen zornigen Ausruf entlockt. Jetzt, in tiefer Mitternacht, höre ich den wohlbekannten Laut; ich lausche hin — er tönt wiederholt; ich fahre in die Höhe, kalter Schweiß perlt auf meiner Stirne, das Geräusch kommt aus der Ecke her, aus jener Ecke, wo ich den Knaben erschlug. Meine aufgescheuchten Seelenkräfte wieder der Arbeit zulenkend, zwinge ich mich einige Zeilen zu schreiben; aber das unheimliche Geräusch fährt fort und raubt mir alle Fassung. Heftig greife ich nach dem Licht, stürze in die Ecke und entdecke — natürlich nichts. Als ich mich aber mit dem Lichte wegwende und nur noch flüchtig über die Schulter meinen Blick in den jetzt finstern Winkel werfe, sehe ich deutlich die Umrisse einer kauernden Gestalt, aber in der Weise, wie etwa eine ungeübte Hand auf einen schwarzen Papierbogen mit schwachen Kreidelinien eine Figur hinzeichnen würde. Ein Frösteln durchrieselt mich, ich will dieses Gefühl bekämpfen und nehme den Regenschirm, der neben mir steht, aber seinen Platz in

jener Ecke hat, und will ihn dorthin stellen — es ist mir nicht möglich. Es ist mir, als wäre der Winkel schon von irgend einem Gegenstande ausgefüllt, obgleich ich deutlich sehe daß er leer ist.

Alles dieses, mein Herr, werden Sie für krankhafte Phantasieen erklären, aber ich kann diese Erklärung nicht annehmen. Ich weiß, was ich gelitten habe; denn der Spuk war mit jener Nacht nicht vorbei, er dauerte viele Wochen, ja Monate hindurch: immer jene knackenden Töne, jene im Dunkel nur halb erkennbare kauernde Gestalt! Und einmal, ich werde diese Nacht nie vergessen! sahen mich aus dem dunklen Versteck sogar zwei Augen an; sie drangen mit ihrem unheimlichen Strahl mir tief in die Seele. Ich schloß einige Zeit hindurch die Kammer, ich verließ das Haus, aber — „aber,“ fiel ich ihm in die Rede, „Sie kommen doch allnächtlich auf jenen Boden zurück, und poltern und handthieren daselbst!“

So ist's, erwiederte er mit schwacher Stimme. Wenn es mir erst gelungen sein wird, den großen schweren Schrank allein in jene Ecke zu rücken, dann

ist das grauenvolle Etwas verdeckt, dann hört es auf zu existiren. Ich werde von einer unheimlichen Macht getrieben, immer und immer wieder in jene Kammer zu eilen, wo ich nichts mehr zu suchen habe, um die alten peinvollen Erinnerungen neu zu beleben und ein unnützes, ja schädliches Werk zu treiben. Es wird mein Tod sein! — Ach, mein Herr, darf man glauben, daß die Todten wieder kommen?

„Mit dieser Frage," sagte der Arzt, „will ich meine Erzählung endigen. Wer giebt eine befriedigende Antwort?"

Das Edelstein-Mährchen.

Es wird Zeit, daß ich für meine Braut einen Schmuck bestelle! sagte ein junger Dichter.

Aber was wähle ich?

Einen kostbaren Ring? Nein. Sie hat so schöne Hände, und eine schöne Hand zeigt sich, wie überhaupt die Schönheit, am vortheilhaftesten ganz ohne Putz. Trägt die Venus von Medicis Ringe? Aber sie trägt weder Ringe noch sonst etwas; sie kann also hier nicht in Betracht kommen. Wie schön kleidet die Frauen des Rubens und Paul Veronese der Schmuck an Händen und Hals! — Ja, diese epigrammatischen Farben haben ihren Reiz, sie erhöhen den blaßgelblichen Fleischton, sie strömen tausend eigensinnige springende Lichter über eine warmfeuchte Carnation aus. Aber dennoch — meine Braut soll keinen Ring tragen. Es giebt da eine

Stelle an ihrer Hand, an jedem Finger, gerade da wo die Ringe sitzen — es ist ein Grübchen, oder es ist kein Grübchen, der Himmel weiß was es ist, aber ich küsse diese Stelle so gern, und wenn nun ein Ring diese Stelle umpanzerte! Nein, die weiche, kleine Hand, die vor der Hand der Lady Macbeth noch das voraus hat, daß sie durch Wohlgerüche noch versüßt werden kann, diese Hand, die sie mir gegeben hat zum Zeichen, daß die ganze Person, das kleinste Lächeln, wie die kleinste Thräne, der tiefste Seelenschmerz und der Schmerz, den ein zu enger Schuh verursacht — alles, alles mein sein soll — diese Hand will ich mit keinem, auch nicht dem kostbarsten Ringe schmücken.

Also den Hals? — Auch nicht. Ich habe einmal eine Geschichte gelesen wo eine guillotinirte Frau durch allerlei Zaubermittel den abgehauenen Kopf wieder auf die Schultern angepaßt erhielt, so geschickt, daß Niemand merkte was ihr mit dem Kopfe passirt war. Nur einen ganz dünnen, blutrothen Streifen rund um den schneeweißen Hals herum, den

konnte man nicht vertilgen und versteckte ihn daher unter ein kostbares, diamantnes Halsband. Einst in der Nacht löste sich dieses Halsband, und der Kopf rollte aus dem Bette auf den Boden hin, zum Entsetzen des jungen Mannes, der die wundersame Schöne heimgeführt hatte. Zwar meine Braut, die wird sicherlich nie guillotinirt werden; sie ist so sanft, so engelgut, und dabei wird sie sich wohl in Acht nehmen sich in eine Revolution zu mischen. Wo es irgend gefährlich zugeht, da bleibt sie weg. Zu den genialen Frauen gehört sie durchaus nicht, und ich danke dem Himmel meinerseits, daß sie weder Tabak raucht, noch Pferde besteigt. Das Halsband will ich aber nicht. Die fatale Idee mit dem herabrollenden Kopfe könnte mich zu Zeiten nicht ruhig schlafen lassen.

Was aber nun? Welchen Theil des schönen Körpers meines lieben Kindes soll ich mit Gold und Edelsteinen umspinnen? Soll ich ihr kleines Ohr wählen und eine Perlenthräne daran hängen? Nein, nein! Dieses Ohr ist so hübsch und zierlich geformt, daß man es sehen und bewundern muß, und da

würde jeder fremde Schmuck stören. Ich kenne eine kleine häßliche jüdische Banquierfrau mit saffrangelben, innerlich wie eine schlechte Perlenmuttermuschel schmutzig rothen schlappen lederweichen Ohren, und diese müden alten Ohren, diese Ohren, die so viel Böses und Gemeines gehört haben, das nicht von fremdem, nein vom eignen Munde ausgesprochen worden, sie trugen ein ganzes Bouquet von Edelsteinen, abwärts niederhängend. Nie sah ich diese Frau im Gedränge ohne daß ich fürchtete, eine dreiste Hand möchte die kleinen Tausendthalersträußchen sammt einem blutigen Fetzen des alten Perlenmutter-Ohrs abreißen und triumphirend in die Tasche stecken. Himmel, wie sähe die Frau dann aus! In meinen Träumen sah ich sie blutend und erhitzt ihrem Räuber nachsetzen, indem die Ohrreste an die geschminkten Wangen schlugen.

Also keine Ohrgehänge!

Etwa dann ein Edelsteinschmuck an der Brust? Eine Agraffe, um einen faltigen Schleier festzuhalten, der dann im Winde anmuthig wehen kann so viel

ihm beliebt, ohne daß er davon flattern darf. Auch das nicht. Ich würde immer an die berühmte Frau von Sevigné denken, nach der dieser Schmuck benannt ist, und die gar nicht meine Passion ist. Sie und ihre Tochter Madame de Grignan sind so grade zwei Exemplare von der Gattung Frauen, die ich um den Tod nicht leiden kann. Die Mutter eine gelehrte Närrin, die Tochter ein Zierpüppchen. Ich weiß was es mich gekostet hat, die berühmten Briefe der Frau von Sevigné vom Anfang bis zu Ende durchzulesen; ich lese sie nicht zum zweitenmale und wenn man mir als Preis dafür Frau von Grignan zur Frau gäbe! Nein, da ist mir meine Kleine tausendmal lieber. Ihre unorthographischen Briefe, ihre nie endenden Zerwürfnisse mit der Grammatik, wo sie aber immer das letzte Wort behält, ihre Oppositionsgelüste gegen den rechtmäßigen Artikel und ihr revolutionäres Begünstigen des falschen machen mir mehr Freude, als alle jene Briefe zusammengenommen dem größten Verehrer der Frau von Sevigné machen können.

Dann bleibt nichts als — ein Armband! Ja, ein Armband soll es sein! Man hat deren so schöne! In Form von Schlangen. Aber ich werde mich wohl hüten grade ein solches zu wählen; schon wegen der alten ärgerlichen Geschichte, die das erste Weib und die erste Schlange miteinander gehabt haben. Es fehlte nur noch, daß wir Männer unsern Weibern selbst Schlangen zuführten, als könnten wir es nicht erwarten aus dem Paradiese wieder herauszukommen, in das wir erst vor einem Stündchen hineingekommen sind. Nein, meine Eva soll kein boshaft symbolisches Geschenk erhalten, dessen Deutung ich und mein eheliches Glück später geben müssen!

Hiermit nahm der junge Dichter Hut und Stock, und eine Viertelstunde darauf befand er sich in dem reichsten und geschmackvollsten Juwelier-Laden der Hauptstadt. Das Kästchen mit den Armbändern wurde hervorgebracht, und auf dem Ladentische vor den Käufer hingestellt. Da lagen sie nun die schönen Goldreifen, die schimmernden Spangen, an

denen mancher Mädchenblick sehnsüchtig gehaftet, an deren scharfen Steinspitzen sich manche Tugend blutig geritzt, da lagen sie nun: für dünne, für volle Arme, für die Arme einer Hebe und für die einer geadelten Küchenmagd, Allen passend, Allen recht, nur nicht für den Arm der Armuth. Da paßte auch kein noch so weiter Ring, die dünnen Handknöchel des Elends zu umspannen. Dazu war dieses vornehme Gold nicht gemacht, diese edlen Steine nicht geschliffen. Die Hände, die sich zum verzweifelten Gebete zusammenkrampfen, die gebräunte grobe Haut der hagern Arme, die man im Sarge zusammenbiegt über die eingesunkne Brust, diese Hände, diese Arme, sie tragen nie Ringe und Spangen.

Doch nun schnell gewählt! Da — dieses Armband! Der Preis ist etwas hoch, aber die Börse ist gefüllt. Wie geschmackvoll ist der schwarze Emailguß rund um die leuchtenden Augen der fünf kostbaren Edelsteine hingezogen, es sind dies ein Diamant, ein Rubin, ein Saphir, ein Smaragd und ein Amethist.

Das Armband ist gewählt, bezahlt, es ist in das Futteral gelegt und der junge Dichter bringt seinen Schatz nach Hause. Ermüdet wirft er sich in einen Stuhl am offenen Fenster. Er sieht nochmals sein erhandeltes Kleinod an, setzt es dann aufs Fensterbrett, und — was Dichter so gern thun — versinkt in Träumereien. Unterdessen geht der Mond auf, streut sein Silber über die Gipfel der Pappeln und schleicht sich dann neugierig ins offene Fenster hinein, alle Dinge genau betrachtend, die sich auf dem Fensterbrette finden. Da liegt eine moderne Miniatur-Ausgabe eines Dichters; er beachtet sie nicht, wahrscheinlich ist ihm der Druck zu fein, er will sein altes Auge nicht belästigen. Dann liegt da ein zartes Damentaschentuch, von Wohlgerüchen durchduftet; dieses Tuch erinnert ihn an Desdemona's Tuch, das er einst in Jago's Händen sah, und er lächelt im Andenken an diese und tausend andere Liebesgeschichten, bei denen man ihn mit ins Vertrauen gezogen. Endlich streift sein Blick eine kleine Blumenvase, in welcher ein verkümmertes Veilchen,

wie ein pensionirter Dichter, zwischen Tod und Leben schwebt, und dann geht er auf das Armband über. Hier freut er sich über das Blitzen der Edelsteine und verbindet sein Milchweiß vertraulich mit den hellen und fröhlichen Farben. Zuletzt entsteht eine Art Geplauder zwischen den Mondstrahlen und den Farbenlichtern. Der Dichter, der aus seiner Träumerei zur rechten Zeit aufwachte, war so glücklich zu erlauschen was sich diese geheimnißvollen Wesen einander erzählten.

Aus dem feuchten, glänzenden Bette eines jeden Edelsteines stieg ein besonderer kleiner geflügelter Genius hervor, der Geist des Steines, und erzählte dem Monde die Geschichte des ersten Eigenthümers des Kleinods.

Zuerst kam der Diamant, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil seine Geschichte am weitesten zurückreicht. Es war ein allerliebster kleiner Knabe, dem sehr prahlerisch über die Schultern eine römische Tunika hing, und durch dessen goldgelbe Locken ein Diadem sich zog. Er blieb auf der scharfen

Kante seines Steines stehen und balancirte sehr künstlich, wie der geübteste Seiltänzer, während er erzählte.

Diamant.

Der erste Besitzer meines Steins war ein junger Grieche, der am Hofe Nero's lebte und bei Seneca Philosophie studirte. — Der Mond ruft hier dazwischen: Halt! den Seneca hab ich gekannt; es war ein Mann mit einem kahlen Scheitel und trug in späteren Jahren den einen Arm in der Binde. — (Man sieht, der Mond macht es den modernen Biographen und Memoirenschreibern nach; er mißbraucht den Ernst der Geschichte, um sie zu einer Sammlung kleiner skandalöser Anekdoten zu machen.)

Der kleine Steingenius fuhr unbekümmert fort. Mein Schützling hieß Pericles; nicht der große Staatsmann, auch nicht entfernt mit ihm verwandt. Mein armer Junge war nichts weniger als berühmt, auch nicht reich: sein ganzes Besitzthum war ein

munteres Gesicht und eine frische Jugend, die durch die Buhlerkünste Rom's noch nicht entnervt war. Er hatte zum Erbtheil das schönste Exemplar einer griechischen Nase erhalten, und sein Profil, wenn man es in unsern Tagen sähe, würde das Entzücken der Alterthumsfreunde, so wie es damals das Entzücken der Jugendfreunde war. Dann hatte er auch die schöne, kurze, schmollend aufgeworfene Oberlippe, die den jungen Antinous so gut kleidet; was ihm aber abging war — Geist.

Vielleicht taugte er darum um so besser zum Studium der Philosophie! rief der Mond pedantisch lächelnd, und sehr froh einen sogenannten guten Einfall angebracht zu haben.

Mein schöner Grieche, fuhr der Genius fort, fühlte sich alsobald als ein so unnützes Möbel im Hörsaal der Philosophie, daß er sich öfter außerhalb als innerhalb der Halle befand, und so schlenderte er denn auch eines schönen Morgens die Straße nach Bajä hin, und gelangte in die Nähe eines der Landhäuser, welches Poppäa, die Geliebte Nero's be-

wohnte. Unter den Säulen des Portikus wandelte die junge Frau, blühend wie eine Rose und stolz wie der junge Tag. Ein ganzes Heer abyssinischer Sklavinnen mit klappernden Goldblechen in den Ohren und in Gewändern von phönizischem Purpur schritt ihr nach, wie ein Schwarm Nachtgeister am verödeten Himmel dem Morgenstern nachzieht. Eine Musik von Saiteninstrumenten tönte aus dem Innern der Vorhalle. Die junge Frau wandelte still und einsam: plötzlich glitt ihr Blick über die Marmorstufen hinweg und traf den jungen Philosophen. Sein Auge hatte schon lange auf ihr gehaftet, jetzt begegneten sich Beider Blicke. Mein junger Gebieter befand sich eben in einem Zustande angenehmer Aufregung; der fortgesetzte Müßiggang sagte ihm sehr zu, und dann gab ihm das Bewußtsein, sich gegenwärtig weit weg von dem verhaßten Katheder zu befinden, sein Ohr nicht belästigt zu fühlen von den schwerfälligen Dogmen der Pithagoräer, die er nicht begriff und dennoch mühsam seinem Gedächtnisse einprägte, eine äußerst befriedigte Stimmung. Sich

einer hübschen Frau gegenüber zu sehen, war ihm ungleich erwünschter, als wenn sich ihm der göttliche Plato in Person gezeigt hätte. Dabei entging ihm nicht, daß die stolze junge Frau ihre Schritte seinetwegen hemmte, und daß ihre großen, melancholischen Augen auf ihm ruhten. Er blieb sogleich stehen, zupfte sein Röckchen zurecht, warf den Mantel malerisch um und lehnte am Stamm einer Pinie in der Stellung, die der Apollino annimmt. Poppäa lud den müßigen Spaziergänger ein, sich zu ihr unter die Säulen des Portikus zu setzen. Mein Gebieter ließ sich dies nicht zweimal sagen, er kam und nahm den angebotenen Sitz ein, und hier war es nun, wo der blöde Knabe die Beredsamkeit aller Philosophen zusammengenommen gewann, und wo die stolze Poppäa, die sich herausnahm selbst die Verse ihres kaiserlichen Liebhabers zu bespötteln, mit der liebenswürdigsten Geduld ausharrte und als Antwort nur ihr Auge sprechen ließ.

Von dieser Zeit an ging mein junger Gebieter täglich nach dem Lustschlosse hinaus, ja zuletzt ent-

fernte er sich nur auf wenige Stunden und kehrte dann zurück in den Arm der Liebe. Eines Tages, wo er eben ein kleines, schwelgerisches Mahl mit seiner hohen Beschützerin in einer Grotte des Gartens einnahm, meldete man Nero's Ankunft. Die Liebenden fuhren erschrocken in die Höhe, und Poppäa eilte den Beherrscher der Welt zu empfangen. Der Tyrann kam gefolgt von einer ganzen Schaar besiegter Könige, die ihn als eine Trabantenwache begleitete. Pericles sah hier zum erstenmale den Schrecken und die Bewunderung der Welt, das gekrönte Ungeheuer, das die Erde zittern machte, das die Welt mit einer Fülle frecher Laster überschüttete, das zu gleicher Zeit Vergnügen fand die Zither zu spielen und Städte zu verbrennen. Wie erstarrten Aller Blicke bei seinem Nahen, wie bebte das Heer der Sklaven und wie zitterten die Könige, wenn sein großes, rollendes schwarzes Auge über sie hinglitt, wenn über die in ewiger Spottsucht verzogenen wulstigen Negerlippen jene kleinen zerstückelten Worte fuhren, die Blutbefehle enthielten, in Sarkasmen

eingekleidet. Wehe dem, der in diesem Marmorsaal sich befand und ein Gesicht trug, das dem Gebieter mißfällig war, er sah die Sonne des nächsten Tages nicht wieder; der Mord erreichte ihn mitten unter dem Gepränge des Festes, unter Blumen, unter tanzenden Nymphen, unter lächelnden Gesichtern. Denn Nero's Blutgier war eine bunte Schlange, die am liebsten unter Blumen zischte.

Die Einzige, die Nero zu trotzen wagte, war Poppäa. Mit der vollen Liebenswürdigkeit weiblicher Ungebundenheit warf sie sich, in ihre Tunika gehüllt, auf die Polster ihm zur Seite, um dem Tanze zuzusehen, der jetzt begann, und den die geübtesten Tänzer und Tänzerinnen des Hofes ausführten. Aber Nero's Auge weilte mit Ueberdruß auf diesen Gruppen. Fort! rief er, etwas Anderes! — Laßt die Philosophen tanzen! Das ist etwas Neues. O großer Pan, es ist wohl nöthig daß wir einmal etwas Neues sehen.

Die Musik erbrauste von Neuem, und der zerlumpte und hochmüthige Trupp jener Sophisten, die

die goldne Schwelle des Palastes küssen und jeder Laune eines gekrönten Spötters sich fügen, rückte vor und stellte sich zum Tanze. Den Reihen eröffneten zwei dürre Pythagoräer, die ihre logischen Gliedmaßen mit dem Anstand eines Zirkels und der Grazie eines Winkelmaßes hin- und wiederschleuderten; dann theilten sich die Gruppen und die dicke, schwitzende Figur eines Cynikers flog auf dem Marmorboden dahin, und führte ein kleines burleskes Solo aus, unter dem Geklapper der Bleche und dem dumpfen Ton der lybischen Trommel. Diese köstliche Figur verschwand in eine Tonne, und um diese Tonne schwangen sich in schnellen Kreisen die Anhänger der Stoa, graue, langbebartete Gesichter mit lächerlich pedantischem Ernste in den verknöcherten Zügen. Ganz von fern sah der weise Seneca zu, vorsichtig versteckt vor den Blicken seines Herrn, den er in diesem Moment in den tiefsten Abgrund des Hades wünschte, weil der rohe Scherz Nero's seine stolze philosophische Seele beleidigte.

Der Tanz war beendet. Ermüdet und bleich

wie Nachtgespenster wankten die gelehrten Tänzer auf ihre Ruheplätze und das begehrliche Auge Nero's schaute nach neuem Raub aus. Zu seiner Umgebung gewandt, sagte er: Ich hörte lachen! Wer wagte es in meiner Nähe ein Zeichen des Beifalls zu geben? Man führe mir den Uebermüthigen vor. — Der Aufseher des Palastes brachte den sich sträubenden Pericles vor den Kaiser. Mein armer Gebieter, froh die ihm so verhaßten Lehrer einmal gedemüthigt zu sehen, hatte beim Tanz der Philosophen laut aufgelacht, sich wenig kümmernd ob dies auch erlaubt sei, und ward nun mit Schrecken die Folgen seiner Kühnheit gewahr. Er stand vor Nero. Der matte Blick, in dem sich Ueberdruß und Wollust spiegelten, lag wie ein fahler Gewitterhimmel auf ihm.

Schade, sagte der Tyrann zu Poppäa gewendet, indem er auf den Jüngling wies; in Marmor ausgeführt wäre das eine hübsche Statue! — Ich ziehe den lebenden Leib dem marmornen vor, entgegnete Poppäa. Nero war nicht in der Stimmung,

den Scherz gut aufzunehmen; es regte sich Eifersucht in seiner Brust, und abwechselnd die Geliebte und den jungen Mann musternd, sagte er zu letzterm: Ich bin gütig, ich lasse die Menschen sterben wie sie selbst es wollen. Wähle Dir eine Todesart. — Poppäa's Wangen wurden bleich, und sie rief: Du darfst ihn nicht morden lassen! Du darfst nicht — ich — ich, Poppäa, verbiete es Dir! — Diese Sprache hatte ihre Wirkung bis jetzt nie verfehlt; aber die arme Poppäa! sie war schon drei Monate in der Gunst; eine unerhört lange Zeit, der ganze Hof prophezeite ihr den sichern Sturz, nur sie allein glaubte den Prophetenstimmen nicht. Nero widersprach nicht; auf seinen Wink entfernte sich Pericles, und es schien als habe er ihn begnadigt.

Am Tage darauf führte Nero Poppäa ins Schauspiel. Die Arena war besonders festlich geschmückt; es traten Gladiatoren aus Afrika auf, kolossale Gestalten, die unter Strömen von Blut sich wie wilde Thiere mit Nägeln und Zähnen das Fleisch von den Knochen rissen, indem sie dabei unter

brüllendem Gesange die wilden Lieder ihrer Heimath in die Lüfte schrieen. Die wenigen keuschen Frauen Roms verhüllten ihr Antlitz, und hielten sich die Ohren zu. Nero lächelte und kräuselte sich den Bart. Poppäa's Köpfchen hatte sich finster und schmollend abgewendet; sie spielte mit einer ihrer salbenduftenden schwarzen Haarflechten. Da lief ein Ruf der Bewunderung durch die gefüllte Arena. Ein Jüngling, schön wie Phöbos Apoll, bestieg die Stufen der Blutbühne, und ihm gegenüber öffnete sich der Käfig eines Löwen, des größten und wildesten der je gesehen worden. Alles zitterte, Alles war voll Spannung und Erwartung. Gebete zu Aphroditen um Rettung des schönen Jünglings stiegen von den Lippen der Frauen empor. Poppäa faßte krampfhaft Nero's Arm, indem sie ihm mit dem ganzen Ingrimm der verletzten Liebe und des Stolzes zurief: Wenn Du ihn sterben läßt, so sollst Du heute Nacht von meinen — hörst Du? von meinen Händen fallen! Juno hört mein Gelübde! — Einen Augenblick bebte die feige Seele Nero's vor

dem Zorn des Weibes, dann lächelte er ihr kalt und höhnend zu, indem er rief: Versäume nichts vom Schauspiel. Und Pericles wurde vom Unthier gepackt, zerfleischt, auf der Bühne herumgezerrt, als blutiger Fleischballen, in dem noch Leben zuckte, hin- und hergeworfen. Entsetzen! — Nero ließ jenes fette, ekelhafte Lachen erschallen, das, so weit die Sonne schien, nur ihm eigen war, dem Ungeheuer.

In derselben Nacht warfen vier vermummte Sklaven den Körper einer ohnmächtigen Frau, den sie aus dem goldenen Hause Nero's heraustrugen, in die Fluthen der Tiber. Poppäa war nicht mehr. Der Tyrann, sich fürchtend vor dem Stich der Schlange, die sich unter seinem Fußtritt bäumte, hatte die schöne bunte Viper schnell vernichtet.

Dies ist die Geschichte des armen Pericles.

So sprach der kleine Genius, und tauchte wieder, ohne das Beifallgemurmel des Mondes abzuwarten, in die schimmernde Krystallwiege, aus der er emporgestiegen. Ein anderer kleiner Geist, dem grünen Steine sich entwindend, wurde sichtbar. Er war

dünn und schmächtig, in ein faltenreiches, grünes Gewand gehüllt. In seinem kleinen, melancholischen Gesichte glühten zwei dunkle Augen. Seine Stimme klang wie leise Harfenakkorde. Er machte dem Monde eine sehr respektvolle Verbeugung, dann hub er an zu sprechen.

Smaragd.

Einst glänzte ich an der Hand einer schönen Fürstentochter, die in der Nähe von Jerusalem lebte, zu der Zeit als der Rabbi Jesus daselbst lehrte und starb.

Bei dem Namen des Rabbi machte der kleine Genius eine Verbeugung und legte seine feinen, dünnen weißen Arme kreuzweise über die Brust.

Also zur Zeit als der Rabbi Jesus daselbst lehrte und starb. Meine Fürstin war eitel und den Genüssen der Welt ergeben. Sie hatte mit ihren stolzen Brüdern, die in Rom Senatorenstellen bekleideten und im Heere dienten, Reisen in Griechen-

land und in Afrika gemacht; überall war sie bewundert worden und Fürsten hatten ihre Kronen zu ihren Füßen niedergelegt, aber sie hatten nicht vermogt den freiheitsliebenden Sinn der reichen Erbtochter in Fesseln zu schlagen. Sie zog es vor auf ihrem Landsitze einen fürstlichen Luxus zu entwickeln und alle jene fremden Genüsse dort einzuführen, die sie in den sybaritischen Palästen Roms, in den Thälern und Hainen des alten Hellas, und in den wollüstigen Harems Aegyptens kennen gelernt. Ihr Landsitz war eine Schule des modernen Lebensgenusses; man kam zu ihr, wie man in Griechenland zu Aspasien kam, um zu lernen was das Leben süß und reizend macht. Die Weltleute sahen sie als ihr Orakel an, und die eleganten Spötter, die an Allem etwas zu tadeln fanden, die, sich von Genuß zu Genuß schleppend, an Allem Ekel empfanden, waren dennoch am Hofe meiner Gebieterin die nie ausbleibenden Sklaven.

Es gehörten die großen Reichthümer dazu, über die meine Herrin gebot, um eine solche glänzende

Existenz zu führen. Die Schätze Golcondas lagen ihr zu Füßen, und sie wühlte in ihnen. Ihre Bäder bildeten die kostbarsten Weine, die Gewürze der alten Welt waren ihr zu Füßen hingeschüttet, sie hätte, ähnlich jener Kleopatra, Perlen von unschätzbarem Werthe in ihrem Trinkbecher auflösen und trinken können, wenn sie nach dieser seltsamen Leckerei wäre lüstern gewesen.

Jung, schön, in Reichthum schwelgend — war es ein Wunder, daß meine reizende Gebieterin dem Geist der Erde verfiel?

Sie verfiel ihm in dem Grade, daß sie — ohne sich um das Urtheil der Menge zu kümmern, alle und jede Genüsse, die ihr zusagten, aufsuchte. So waren es die schönen jungen Männer, gleichviel aus welchem Stande, die sie sich aufsuchte oder durch ihre Diener aufsuchen ließ. Oft waren diese Verbindungen, die der Augenblick knüpfte und der Augenblick auch wieder löste, sehr unverfänglicher Art. Meine Fürstin liebte den Geist, und eine treffende Antwort, eine hingeworfene sinnreiche Anspielung

waren genügend, sie für den, der sie ausgesprochen, einzunehmen. Aber die Welt, immer das Schlimme für das Wahrscheinlichste haltend, war sehr geneigt diese unverfänglichen Abenteuer zu den verfänglichen zu werfen, und meine Gebieterin zu verdammen. Das heißt, die Welt der Pharisäer that dies, und diese fing an damals herrschend zu werden. Man sah eine Sorte Heuchelei sich verbreiten, die eine unerhörte Sittenstrenge predigte und nicht die Laster, sondern nur deren öffentliche Kundgebung tadelte. Mit Recht höhnte meine Gebieterin über diese Nichtswürdigen.

Da wir in unsern kleinen Abendzirkeln öfters griechische und römische Philosophen bei uns sahen, so kam eines Tages, ich weiß nicht durch welch Ungefähr veranlaßt, die Rede auf den Rabbi von Nazareth, der grade damals anfing viel von sich sprechen zu machen. Meine Fürstin erkundigte sich bei dieser Gelegenheit etwas näher über einige Besonderheiten seines Lebens. Es wurden ihr die gehässigsten Dinge über ihn gemeldet; die hochmüthigen

tonangebenden Philosophen, die in Reichthum und in Ueppigkeit schwelgten und nie aus den Palästen der Großen und Gewalthaber herauskamen, spotteten des armen Weisen, der auf den Straßen und Marktplätzen lehrte, und ein Gefolge von Tagelöhnern und Müßiggängern mit sich schleppte.

Es ist sogar gefährlich mit diesem Menschen sich einzulassen, bemerkte Aristipp, ein Philosoph der Kaiserin Vitellia, von dem sie lernte, auf welche Weise man den griechischen Haarknoten zu binden habe, denn er steht unter der geheimen Polizei und von Rom aus bewacht man ihn.

Ist's so weit schon gekommen? rief Claudius, ein cynischer Philosoph, der von drei reichen Römerinnen unterhalten wurde, denen er lehrte die Sandalen zu binden. Ich habe stets noch gehofft, daß man diesem judäischen Bettler diese Wichtigkeit nicht beilegen werde.

Welches mag der Hauptinhalt seiner Lehre sein? fragte ein Dritter.

Er predigt der Welt Armuth und Entsagen.

Ha, beim Herkules! eine hübsche Lehre! Gut für diesen kleinen Stamm der Hebräer! für diese aus Aegypten fortgejagten Tagelöhner, die ihre Arbeit schlecht machten und die man ins Meer peitschte, damit sie darin ertrinken möchten; aber diese Elenden hatten ein zähes Leben und schwammen hindurch wie die Katzen. O die Lehre ist gut: Armuth! Entsagen! für Leute die nichts Genußvolleres kennen als an einer Zwiebel zu nagen, und sich dadurch den Athem zu verderben.

Wer von ihnen, meine geehrten Freunde, hat ihn gesehen und kennt ihn von Person? fragte meine Gebieterin.

Mir ist dieses Glück zu Theil geworden, entgegnete Einer der Parasiten. Er ist klein, von untersetzter Figur, kahlköpfig und mit einem Höcker versehen.

Alsdann wird er bei den Frauen kein Glück machen, nahm Aristipp das Wort, und ordnete dabei, einen kleinen Metallspiegel hervorziehend, seine salbenduftenden Stirnlocken.

Weshalb? sagte meine Herrin rasch. Sollte denn in der That uns Frauen nur gefallen was körperlich, nicht auch was geistig schön ist?

Hierüber habe ich kein Urtheil, rief Lychas, der Cyniker. Ich bekenne für meine Person, daß die erhabenste Lehre, wenn sie aus einem zwiebelduftenden Munde kommt, vergeblich arbeiten würde mich zu ihrem Bekenner zu machen.

Ueberdies, haben wir nicht Götter genug? fragte ein Stoiker; mehr als wir deren bedürfen. Nutzt es noch, einen neuen hinzuzuthun?

Und wenn wir eine neue Gottheit wählten, hub Aristipp an, indem er zärtliche Augen machte und eine Rose pflückte, um sie meiner Gebieterin zu überreichen; ist sie nicht hier gefunden? Venus und Pallas zugleich, übertrifft sie die Erstere an Schönheit, die Letztere an Geist.

Ja — ja! Diese neue Göttin lebe! So riefen alle Stimmen, und der dicke Lychas warf sich vor der jungen Fürstin nieder, indem er sie bat, sogleich das Fest ihrer Erhebung in den Göttersaal zu feiern.

Meine Gebieterin ging auf diesen Scherz ein. Es war Abend geworden; auf ihren Wink gestaltete sich schnell ein Fest. Bunte Flammen beleuchteten den Garten und den daranstoßenden Hain. Die Gemächer des Palastes ertönten vom Schall der Instrumente und ganze Chöre von Nymphen ordneten sich zum Tanz. Ein tragbarer Thronhimmel wurde gebaut, mit Blumen geschmückt und mit den Emblemen der vereinigten Göttinnen Pallas und Aphrodite bekleidet. Auf diesem Throne nahm meine Gebieterin Platz und im Triumph, unter Gesängen und Beifallsrufen, wurde sie der versammelten Menge, die sich an das Gitter des Gartens drängte, vorbeigetragen.

Der Rosenthron hielt gerade an einer Stelle, wo abgesondert von den übrigen Gruppen eine Anzahl Männer fast im Schatten stand. Sie hielten sich absichtlich zurück, doch meiner Herrin Blick hatte sie herausgefunden und besonders einen jungen Mann ins Auge gefaßt, der unbeweglich stand und sein dunkles ernstes Auge mit Festigkeit auf sie richtete. Er war einfach, aber nicht ärmlich geklei-

det. Ein weißes faltiges Untergewand ließ den Wuchs erkennen, der in dem Ernst und zugleich in der Jugendlichkeit seiner Formen ans Erhabene streifte. Ein Obergewand von dunklem Stoffe war nachlässig über eine Schulter geworfen. Der Abendwind spielte mit den langen, dunkelblonden Locken, die auf Brust und Nacken niederwallten. Die Begleiter oder die Gefährten dieses Mannes waren so wie er gekleidet, doch waren sie fast Alle älter und man sah ihnen an, daß sie irgend einen beschwerlichen Beruf zur Beschäftigung und zum Erwerb erwählt hatten.

Es war eine Laune der jungen Fürstin, daß sie gerade auf jenen jungen Unbekannten zuschritt und ihn aufforderte, an ihrer Hand sich dem Festzuge anzuschließen.

Er antwortete nicht; er erhob nur seine Hand und mit einer stummen aber ausdrucksvollen Bewegung wies er gen Himmel. Dabei trat er einen Schritt zurück und war zwischen seinen Begleitern verschwunden.

Ich weiß nicht wie es kam, aber die Musik verstummte, und es herrschte eine augenblickliche Stille um die etwas befangene Fürstin, die erstaunt und befremdet um sich blickte, als wollte sie die Umstehenden fragen, was eigentlich geschehen sei. Die Umgebung war beflissen, sie durch verdoppelte Heiterkeit wieder froh zu stimmen und scheinbar gelang es auch. Der Fremde und seine geheimnißvolle Gesellschaft schien vergessen. Im Geheimen hatte sich jedoch meine Herrin erkundigt, ob Jemand den Mann gekannt, und man hatte ihr gesagt: dies sei der Rabbi Jesus gewesen, der so viel von sich sprechen mache. Demnach merkte die junge Fürstin, daß der Philosoph sie belogen hatte, als er ihr den Rabbi beschrieb.

Seit jener Nacht war meine Gebieterin wie umgewandelt. Sie konnte den Blick der Augen nicht vergessen, die in jener verhängnißvollen Stunde mit einem so tiefen Ernst, zugleich mit einer so großen Güte auf ihr geruht.

Sie dachte und träumte nur von dem Rabbi Jesus.

Endlich gelang es ihr, ihm in den Straßen von Jerusalem wieder zu begegnen. Mit einer Anzahl Frauen aus niedrigem Stande stieg sie einen kleinen Hügel heran, und lagerte sich in der heißen Sonne, sie die sonst um ihre Schönheit zu wahren hinter den kostbarsten Schleiern sich geborgen hatte, um einen Vortrag zu hören, den er an die Versammlung richtete. Als er noch sprach, führte man eine Frau in die Gerichtssitzung, die des Ehebruchs angeklagt war. Ihr beleidigter Mann folgte ihr, indem er die Häscher antrieb ihre Härte zu verdoppeln, mit der sie die Unglückliche, die sich dem Geschrei und den Scheltworten des Pöbels ausgesetzt sah, behandelten. Die Zuhörer standen auf, als die Frau mühsam und an den Füßen blutend den Hügel heranklomm. Man machte sich bereit, sie auch hier mit Hohn zu empfangen, als der Rabbi hervortrat, und nachdem er sich mit den nähern Umständen des Vorfalls bekannt gemacht, richtete er sich mit den Worten zu den Umstehenden: Wer von Euch frei ist von Sünde, der hebe den ersten Stein auf gegen diese!

Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck. Der Hohn verstummte und die Frau glitt vorüber, indem sich ein kummervolles Lächeln auf ihren bleichen Zügen lagerte und sie eine leichte dankende Verbeugung gegen ihren Beschützer machte. Der Mann schrie laut gegen den Rabbi und nannte ihn einen Verführer des Volkes; die Häscher drohten ihm; die Menge stand jedoch beschämt und ruhig. So ging dieser merkwürdige Auftritt vorüber. Als sich der Rabbi wieder zum Fortgehen anschickte, lag eine Frau zu seinen Füßen und umklammerte diese. Da Du Jener verziehen! so rief sie und Schluchzen unterbrach ihre Worte, so wirst Du auch mir verzeihen, denn ich habe gesündigt wie sie!

Die Menge staunte, die reiche, junge, schöne Fürstin zu den Füßen des Mannes aus dem Volke zu sehen.

Als meine Gebieterin wieder nach Hause kam, verkaufte sie ihren schönen Palast, ihren Schmuck und ihre Gewänder, indem sie den Erlös davon den Armen und den Kranken schenkte. Sie selbst zog arm dem

Rabbi Jesus nach, dem Sohne Gottes, dem sie sich ganz zu eigen gab. Als seine reuige Tochter nahm er sie in seine göttlichen Arme auf, und sie war es, die in seiner Todesstunde am Fuß des Kreuzes lag und mit ihren Thränen den Stamm des Marterholzes netzte.

Dies ist die Geschichte der Maria Magdalena, schloß der kleine grüne Genius seine Erzählung, die als eine reiche Fürstin geboren ward, und die als eine arme und verlassene Magd starb.

Ich besinne mich des ganzen Vorfalls recht wohl, setzte der Mond hinzu, obgleich ich grade damals an einer kleinen impertinenten Verfinsterung litt, die mir meine alte Feindin, die Erde, zufügte, in dem Momente wo mir darum zu thun war, grade recht hell zu sehen. Dennoch weiß ich, daß diese Maria Magdalena, wie Du sie nennst, eine sehr hübsche Person war. Um ihre Bekehrung kümmere ich mich weiter nicht, denn alle Welt weiß, daß ich ein Heide bin und bleiben werde. — Bei diesen Worten lachte der Mond auf jene anstößige Art, wie alte

Herren zu lachen pflegen, die aus dem Bekenntniß ihrer losen Grundsätze kein Geheimniß machen.

Beleidigt und erschreckt tauchte der kleine Genius schnell in sein grünes Bette hinab. Statt seiner stieg aus dem Rubin ein kleiner geflügelter Geist im Hofkostüm Ludwig des Funfzehnten, mit Chapeau bas, Degen und gepudert und frisirt. Die rothe Wolke, die ihn einhüllte, verzog sich erst nach und nach, und als dies geschehen war erhob der neue Ankömmling seine Stimme wie folgt.

Rubin.

Ich saß am Finger der Pompadour.

Der Marquise de Pompadour! rief der Mond. Mein Freund, vergiß bei vornehmen Damen die Titel nicht. Uebrigens war diese weltbekannte Marquise nicht so schön als man gewöhnlich annimmt. Dies muß ich, der Mond, wissen, vor dem nun einmal kein Geheimniß existirt. Wenn ich plaudern wollte, so — doch fahre nur fort in deiner Erzählung.

Also, sprach der Genius, ich saß am Finger der Marquise de Pompadour. Ich könnte wohl zierlicher sagen, ich schmückte den Finger der Marquise, allein dies wäre nicht die Wahrheit, denn sie besaß viel kostbarere und schönere Ringe, die neben und über mir glänzten und mich verdunkelten. Allein keine dieser schimmernden Prätiosen konnte sich rühmen der allgewaltigen Frau so theuer und unentbehrlich zu sein, wie ich. Oft hatte ich Gelegenheit dies zu bemerken. Wie mancher hochmüthige Diamant, wie manche naseweise und von ihrer Schönheit lächerlich eingenommene Perle sah ich eines schönen Morgens nicht mehr an ihrem Platze; sie waren verschwunden, spurlos untergegangen; irgend ein vornehmer Hoflakei, irgend ein untergeordneter Finanzpächter hatte die Kleinode erhalten und von diesen wanderten sie in die schmutzige Hand eines Juden. Ich allein, der mindest kostbare unter den Ringen der schönen Frau, ich blieb und zwar beständig am Ringfinger, am bedeutungsvollsten und uns Ringen liebsten Platz der Hand.

Kam ich etwa vom König? Hatte der „Vielgeliebte“ mich seiner Vielgeliebten gegeben? Nein. Wie hätte Ludwig es vermocht, einen so einfachen prunklosen Stein zu verschenken! Aber wo kam ich denn her? Nun, man höre.

Eines jener reizenden Feste sollte in Versailles gegeben werden, die noch die Frische und Anmuth der glücklichen Periode der Macht an sich trugen, noch nicht das Verwelkte, Abgenutzte der Vergnügungen eines der Welt und seinem Volke zuwidergewordenen alten Wüstlings. Ludwig war noch der zärtlichste Ritter, und seine Geliebte die schönste Fee. Also an diesem Festtage befand sich gegen Abend die Marquise in ihren Gemächern beschäftigt ein Bouquet gelber Rosen an den Ueberwurf von stahlgrauem Atlas, den ein Untergewand von blasrother silberdurchwirkter Gaze zierte, zu heften. Sie that dieses selbst, weil Niemand in ganz Paris so viel Geschmack besaß als sie. Die Diamanten waren an diesem Tage verbannt, die Schönen des Hofes waren glückliche Schäferinnen geworden, die von arkadischen

Hirten unter den Klängen der Schalmei zum Tanze geführt wurden. Eine Pastoral-Menuet, von Lulli komponirt, enthielt jene scherzhaften süßen kleinen Passagen, jene hübschen frischen Flöten-Solo's die die Heiterkeit des arkadischen Himmels wiedergeben sollten, und die in der That die Luft mit Wohllaut füllten. Die Herzen, die die Hofluft beengt, die die Intrigue vertrocknet hatte, hoben sich wieder unter jugendlichen Pulsen, und die Pastoral-Menuet machte alle Welt heiter.

Die Marquise befestigte also, statt des Bildnisses des heiligen Ludwigs in einer Glorie von Diamanten, das Bouquet gelber Rosen an ihre Schulter. Dabei setzte sie ein Hütchen auf und ergriff einen Schäferstab. Eben reichte ihr die erste Kammerfrau den parfümirten Fächer, mit einem kostbaren kleinen Gemälde von Watteau geschmückt, als im Vorsaal eine heftige Stimme gehört wurde, die da rief: Laßt mich zu ihr ein! Ich muß sie sprechen! Ich gehöre nicht zu den Supplikanten, ich bitte um nichts, ich begehre nichts, ich will ihr nur ein paar Worte sagen!

Die Marquise blieb in einer anmuthigen Stellung am Pfeilertisch unter dem Spiegel stehen, und während sie jenen Worten lauschte, rief die Kammerfrau:

Gewiß ein Ueberlästiger! Sie sagen immer, daß sie nichts begehren, und sind sie einmal vor Ihrem Angesicht, Madame, so zeigt sich's, daß sie die ganze Welt und wo möglich noch etwas darüber begehren. Ich will sagen daß man ihn fortschickt.

Die Marquise machte eine zustimmende Bewegung, doch in dem Augenblicke ward die Thür aufgerissen und ein jugendliches Gesicht blickte herein mit dem Ausdruck der Trauer und dem Ruf:

Hören Sie mich, Frau Herzogin, hören Sie mich!

Das Gesicht verschwand wieder, denn der wachestehende Thürhüter riß den Armen mit Gewalt hinweg.

Laß ihn eintreten, sagte die Marquise. Er ist jung; wer weiß welcher Verfolgung er ausgesetzt ist. Paris ist so verderbt.

Zögernd gehorchte die Zofe, und jetzt stand ein

junger Mann vor der allmächtigen Beherrscherin Frankreichs, ein junger Mann, der zitterte und dessen Wesen und Kleidung halb einem protestantischen Geistlichen, halb einem Bauer abgeborgt schien. Eine dürftige kleine Perrücke mit Locken, denen der Puder durch den eiligen Gang und den Kampf an der Thüre entfallen war, umschloß ein fast noch kindliches Gesicht, das aber durch den Ausdruck von Trauer und Ernst Reife und Bedeutung erhielt. Man sah es diesen Augen an, daß eine Seele im Innern rastlos thätig war.

Die schöne Marquise, die überall, wo sie nicht Politik vermuthete, Liebesschmerz sah, bildete sich sogleich ein, der junge Mann sëi ein unglücklicher und verfolgter Liebhaber und komme um gegen irgend einen Großen des Hofes Klage zu führen. Fälle dieser Art gehörten zu den gewöhnlichen Zerstreuungen ihrer Morgenstunden; deshalb sagte sie auch mit einem milden aber vornehmen Lächeln: Mein Herr, Ihre Klagen bringen Sie zur unrechten Stunde an. Sie wissen, daß mein Kammerdiener beauftragt

ist Bittsteller Ihrer Art auf eine bestimmte Liste zu bringen und mir dann Vorträge darüber zu halten. Wenden Sie sich an Florian Baptiste.

Was soll mir Florian Baptiste? Ich will Sie sprechen, Sie, Frau Marquise.

Und was können Sie mir zu sagen haben?

Viel — unendlich viel!

Sie sehen, daß ich auszugehen im Begriff bin.

Ich werde Sie daran hindern.

Sie? Wer sind Sie?

Ein Mann ohne Macht und Ansehn, aber ein Mann der Sie liebt; der gekommen ist Sie zu retten.

Droht mir Gefahr?

Nur einige Minuten unbewachten Gesprächs.

Die Marquise sah den jungen Mann zweifelnd an; da sie jedoch mit ihrem weltkundigen Blicke in seinem arglosen Gesichte kein, auch nicht das leiseste Anzeichen einer ihr drohenden Gefahr bemerkte, winkte sie ihrer Kammerfrau sich zu entfernen und nahm auf dem Lehnsessel am Fenster Platz, dann gab sie ein Zeichen daß er sprechen solle. Sie sah

unterdessen hinab auf den schattigen Grasplatz, über welchen geschmückte Gruppen leichtfüßig hinglitten um dem Versammlungsplatze zuzueilen, den die große Fontaine bezeichnete. Der Himmel war heiter, der Abend besonders schön, die Marquise etwas ungeduldig, und da ihr Gast noch immer nicht sprechen wollte, klopfte sie mit dem Absatz ihres kleinen goldgestickten Schuhes heftig auf den Boden, indem sie rief: Wie langweilig ist das! Man hält mich hier fest, man martert mich, man läßt mich nicht frei! Das ist mehr als ich ertragen kann! — Mit diesen Worten wollte sie zornig aufstehen, als ihr Auge auf das ihres schweigsamen Gastes fiel und Thränen darin schimmern sah. Ueberrascht senkte sie den Blick und sagte sanft: Sie weinen, mein Herr?

Ueber Dich! rief der junge Mann und warf sich zu ihren Füßen. Ueber Dich! O kann man so schön sein und doch so entwürdigt und getreten!

Die Marquise, als sie solche Anrede vernahm, fiel rasch in ihren kaum besiegten Unwillen zurück. Sie wußte nun, daß der junge Mann von den

Frommen gesendet war um ihr eine Predigt zu halten, wahrlich sehr zur ungelegenen Stunde. Sie wollte zu der Klingel greifen, um sich des Ueberlästigen zu entledigen, aber dieser vertrat ihr den Weg. Mit einer Miene voll Troß sagte er: Man muß mit euch Weltleuten freie Sprache führen. Ich bin arm, ich bin unbekannt, ich habe nichts zu verlieren; ich verlasse morgen Paris wieder, und was ich jeßt thue, geschieht nur Gott und meinem Gewissen zu lieb. Bekehre Dich! schönes, aber verlorenes Weib, bekehre Dich!

Genug, mein Herr, ich kenne diese Sprache. Wer sendet Sie? — Niemand, ich sagte es schon, Niemand. Von meinen Schweizerbergen kömme ich her: ein freier Sohn der Natur! Ich komme mit Angst und Schaudern, um Dich im Pestgewühl, im Gifthauch dieser Weltstadt aufzusuchen. Weil ich Dich liebe, und weil Du so schön bist, und weil Du so groß sein könntest, wenn Du wolltest, deshalb komme ich. Wenn ich eitel wäre wie eure Frommen, so würde ich sagen, Gott sendet mich; so

sage ich aber, mein eigen sündhaft Herz treibt mich zu Dir.

Sie sind kein Geistlicher? fragte die Marquise.

Ich verachte Deine Mönche! rief der junge Mann. Ich schmähe auf ihre Satzungen. Verderben und Zwietracht haben sie in die schöne Welt Gottes gebracht.

So gehören Sie zu den modernen Philosophen?

Diese sind mir vollends ein Gräuel. Lerne diese Sophisten kennen, wie ich sie kenne; sie setzen die Welt in Flammen, nur um ihrer Eitelkeit einen ungewohnten Kitzel zu bereiten; sie geben die Unschuld preis, lediglich um die Leere einer müßigen Stunde zu füllen; sie zerreißen einen ehrlichen Namen, um einen leichtfertigen und gotteslästerlichen Vers mehr in ihre verbrecherischen Gesänge zu flechten.

Wenn Sie aber nicht Philosoph, und nicht fromm sind, in welcher Eigenschaft wollen Sie mich denn bekehren?

Als Mensch! Als Dein Bruder.

Die Marquise wandte sich lächelnd zur Seite,

und indem sie den Fächer durch die Finger gleiten ließ, bewegte sie das Haupt zweifelnd und sagte: die Sprache ist mir neu!

Weil Dir die wahre Liebe neu ist! rief der Jüngling stürmisch. Versuche es, liebe wie ich liebe, und Du wirst meine Sprache verstehn.

Eine lange Pause entstand, dann fuhr er mit erschütternder Stimme und mit fest auf sie gerichtetem Auge fort: Du beherrschest eine Welt; sei groß, wirf diese Welt von Dir und kehre zur Einfachheit und Natur zurück! Jetzt bist Du Königin im Reiche der Lüge, sei wieder, wozu Du erschaffen worden, Dienerin im Reiche der Wahrheit, der Tugend, der Liebe! — Jetzt, da Du in der vollen Macht bist, zeige der Welt wie gering Du sie achtest, wie wenig Du durch ihren Glanz Deine edle Seele hast blenden lassen, steige vom Thron herab und flüchte in meine Schweizerberge, um dort am Busen der Natur ein freies, glückliches Weib zu sein! Verlaß dies Paris mit seinen glänzenden Heuchlern, Parasiten und Sophisten, verlaß diesen Hof, den Du am Gängelbande

leitest, gieb diese mit Schmach erkaufte Ehre hin um frei zu sein. Es kommt eine neue Zeit; schon leuchten ihre Fackeln am Horizont! Es stürzt das Reich der Lüge! — Du, Frankreichs schönste Tochter, sei auch die Erste, die siegestrunken dem neuen Tage entgegenfliegt! O komm, komm! Folge mir!

Er hatte seinen Arm um ihren Leib geschlungen, er war ganz Feuer, Muth und schöne Jugend. Ein so begeistertes Antlitz, eine so feurig aus einem schönen Auge blitzende Propheten- und Dichterseele hatte die stolze, verwöhnte Frau noch nicht geschaut. Am Hofe Ludwigs des Funfzehnten waren derlei Gesichter und Gestalten nicht anzutreffen. Ein junger Mann der da kam, nicht um ihr einen Kuß zu rauben, sondern um ihre Seele zu retten, sie eine überirdische Liebe und Reinheit kennen zu lehren, war ihr neu. Wie alles Neue die Frauen fesselt, so ward auch sie gefesselt und durch den Moment gleichsam überwunden. Sie hörte von jetzt an Alles, was er sprach, mit jener feinen, seelenvollen Aufmerksamkeit an, die man ein „Hinhorchen des Herzens" nennen möchte,

und worin die Frauen unübertrefflich sind. Die Extase des Jünglings ging als zarte Glut in ihren Busen über, der schimmernde Glanz seines Auges, in dem sie zum erstenmale den reinsten Spiegel der Seele erkannte, die stammelnde, von Schmerz und Klage überfließende Bitte, die scheue und keusche Berührung seiner zitternden Hand, alles drang siegreich in ihr Inneres. Die Zeit verging; das bescheidne mahnende Klopfen der Kammerfrau hatte sich schon oft wiederholt, allein stets vergebens. Die von Entzücken überschauerte Seele der schönen Frau hatte alles Gefühl für die Außenwelt verloren. An ihrem rasch klopfenden, heißen Busen welkten die Rosen. Endlich, da ein lautes Vivatrufen vom Platze der Fontaine her sie vom Erscheinen ihres königlichen Freundes in Kenntniß setzte, flog sie auf, griff nach Fächer und Tuch und enteilte, doch nicht bevor sie eine neue Zusammenkunft mit ihrem seltenen Gaste verabredet hatte.

Zum erstenmale erschienen der Marquise die Freuden des Hofes geheuchelt und leer. Der Chor

der arkadischen Tänzerinnen in ihren Reifröcken von goldburchwirkter Seide machte seine Manöver, und die Schwenkungen desselben, die geputzten und gezierten Gruppen erschienen der zuschauenden Favorite gezwungen und kalt. Das Feuer in den Blicken der jungen Herzöge, die sich um die Gunst der Gebieterin bewarben, verlor seinen prächtigen Schimmer, wenn sie dasselbe mit dem reinen verführerischen Jugendblick ihres Gastes verglich. Wer ist der Mann dort, der sich in Tänzerstellung an die Bildsäule des Herkules lehnt? Der magre Höfling mit der schmächtigen Taille dicht an der grandiosen Herrlichkeit des antiken Halbgottes? Wer ist dieses Gebilde voll Spottsucht und Frivolität in der Nähe der gewaltigen Kraft, der heroischen Ruhe, des ungebeugten Trotzes? Wie kommt dieser Rücken, der sich ewig und nach allen Seiten hin bückt, zu dem Rücken, der sich nie bückte, selbst vor einem Gott nicht? — Still, nicht so laut, damit er euch nicht hört und schnell sein Füllhorn giftiger Spöttereien über euch ausgießt! — Es ist Voltaire — Voltaire, der sich so

gern dem Herkules vergleicht, weil er behauptet auch berufen zu sein, der Welt durch Säuberung mehr als eines Augiasstalles zu dienen. Es ist Voltaire, der nach Paris gekommen ist, um der Pompadour zu huldigen, weil er neben dem Altar der Wahrheit auch einen Altar der Lüge hat, an dem er Hoherpriester werden möchte. Wie schmeichelte es die schöne Marquise, diesen Götzen des Tages unter ihren Anbetern zu sehen, wäre es nur nicht gerade heute! Heute ist ihr Voltaire nicht mehr Voltaire, er erscheint ihr klein und unwürdig. Immer schwebt ihr neben diesen, vom Weltdienst durchfurchten, vom Unglauben gestempelten Zügen das reine und begeisterte Antlitz jenes Jünglings vor. Selbst Ludwigs graziöse Aufmerksamkeit erscheint ihr als Maske, und immer tönen ihr jene Worte ins Ohr: Wirf diese Welt von Dir, diese Welt voll Lüge und Falschheit, und kehre zur Natur, zur Wahrheit, zur Liebe zurück!

Die Melodieen Lulli's sind verklungen. Nacht und Einsamkeit umgiebt die schöne Trauernde. Sie denkt ihrem Geschick nach, das in Unschuld und Glück

begann, und sie vergießt Thränen. Diese kostbaren Zeugen einer erschütterten Seele hatte bis jetzt keine, auch noch so feurige Mahnung ihres Beichtvaters ihr entlocken können. Einen Augenblick steht sie an, ob sie nicht das Bild ihrer Mutter, die Haarlocke ihres greisen Vaters nehmen und mit diesen Schätzen, den einzigen, an denen kein Fluch, keine Thräne haftet, Paris heimlich verlassen soll. Es ist eine Nacht voll Reue und Zerknirschung, voll Bußfertigkeit und edler Erhebung. Da flüstert ihr die stets wache Klugheit zu: Prüfe ihn, ehe du ihm vertrauest! Suche ihn durch Schätze, durch Ehren zu gewinnen. Unterliegt er, so ist er wie die Tausende, die sich dir nahten, feile Creaturen im Dienst der Welt, und du magst ihn ohne Reue aufgeben.

Als sie ihren Freund bei der nächsten Zusammenkunft dieser Prüfung unterwarf, sah sie zu ihrem Schrecken, welches Entsetzen sie über seine Seele brachte. Auch Du! rief er, und eine flammende Röthe überzog seine Wangen, auch Du gehörst zu den Verläumdern und Anklägern der armen Menschheit! Auch Du

siehst in dem freien Ebenbilde Gottes nur den käuflichen Sklaven, den geknechteten Sünder! Welche Schmerzen bereitet Dein schmälicher Antrag meinem Geiste! Ich gab Dir den kostbaren Inhalt meiner Seele, und Du — bietest mir Gold, entweihtes Gold! Auch ich war Dir nichts als ein besudeltes Werkzeug Deiner Macht, und ich dachte Dein Retter und Dein Freund zu sein! Laß mich in meine Gebirge zurück fliehen! Lebe wohl — lebe wohl! Nie — nie siehst Du mich wieder!

Und er floh, und kehrte nicht wieder. Erst viele Jahre später tauchte in der gelehrten Welt eine Name auf, der Aufsehn machte, und dessen schnell wachsender Ruhm Neider weckte. Dieser Name war Jean-Jacques Rousseau.

Die Marquise aber, die ihre glänzende Straße weiter wandelte, vergaß nie des jungen Mannes, dem es einst gelungen war, ihr kaltes und starres Herz mit der Zaubermelodie aus einer andern Welt zu erweichen. Stets gedachte sie jenes Abends, wo er im heimlichen Dämmerschein am Fenster zu ihren

Füßen lag und ihrer von der Weltlust berauschten Seele vom Glück des Friedens und der Unschuld sprach. Die Bahn der Thorheit und der Tyrannei, die sie wandelte, erschien ihr zu Zeiten, wenn sie sich im Geiste diesen Jüngling ihr zur Seite dachte, minder gefahrbringend. Heimlich, und wenn der Hof sie nicht belauschte, las sie seine Schriften und berauschte sich an dem süßen — ach, auf immer ihr entrissenen Glücke. Der von ihm geschenkte Ring, ein Andenken jener unvergeßlichen Stunden, kam nicht von ihrem Finger. Sie hatte ihn nicht beschenken können, er hatte sie beschenkt; sie hatte ihn nicht erheben können, er hatte sie erhoben.

Rousseau selbst trat jedoch früh in Zwiespalt mit der Welt. Er bildete eine Lehre, die anfangs sanft und edel auftrat, zu einem mißlaunigen, ungerechten und grausamen System aus. So gingen denn zwei Wesen, die ein gütiges Geschick zu edlem Zwecke zusammengeführt, ihre eigne Straße, auf immer getrennt in Starrheit und Eigenwillen; aber sie hielten Beide den schönen Traum der Jugend fest. —

Als der Genius geendet, sagte der Mond mit einer verdrießlichen Miene: Ich habe nun zwei Bekehrungsgeschichten gleich nach einander angehört; ich wünschte nun etwas Anderes. Man bringe etwas Lebhaftes, Heiteres zum Gespräch. Ich liebe dergleichen.

Der kleine Steingeist, ohne etwas zu erwiedern, verschwand in sein Bette.

Saphir.

Aus einer blauen Duftwolke, die dem Bette des Steines entstieg, entwickelte sich eine zierliche Gestalt, die einen kleinen bärtigen Mann in einem Pelzrocke darstellte. Ehe dieser sonderbare phantastische und zugleich skurile Genius zu sprechen anhob, floß in die Atmosphäre ein feiner durchdringender Duft über von gebrannten Wassern, der sich im Verlauf der Rede des Kleinen dermaßen steigerte, daß die Luft etwas Betäubendes annahm. Der Geist des Steines sprach:

Einst befand ich mich auf dem Finger einer Frau,

die durch ihre Launen, durch ihren Eigensinn, wie durch eine gewisse bizarre Größe des Charakters die Welt von sich hat sprechen machen; es war die Tochter des großen Zaaren Peter, die Kaiserin Elisabeth. Ich bin nicht bestellt der Richter ihrer Handlungen zu sein, nur so viel erlaube ich mir zu sagen, daß diese mit einem besondern Maaßstabe müssen gemessen werden. Das ungeheure Reich, das ihr Vater erobert und begründet hatte, sah sie wie ihr Eigenthum an, und behandelte es, wie sie die Porzellandose in ihrer Tasche behandelte, das heißt, sie nahm daraus eine Prise, wenn sie wollte. Oft war diese Prise ein wenig stark, was das Quantum betraf, es waren oft ganze Provinzen, die sie wegschnupfte, aber der Tabak war gut, und er bekam der hohen Frau vortrefflich. Eines Morgens hatte sie eine Prise genommen, die stärker war als alle frühern, das heißt, sie hatte ihr halbes Reich verschrieben, und die Dotationsakte einem jungen Manne in die Tasche geschoben, den sie zu ihrem Gemahl angenommen und mit dem sie sich hatte heimlich trauen lassen. Zur

Feier dieses glücklichen Tages war die Hauptstadt erleuchtet und ein prächtiges Fest auf der Neva war veranstaltet, die sich in dem kältesten Monat des Jahres mit einer mehrere Fuß dicken Eisdecke überdacht hatte. Am Morgen des Tages berief die Tochter des großen Zaaren ihren Senat zu einer ungewöhnlichen Sitzung, und als die Herrn sich versammelt hatten, fragte die Kaiserin sie lächelnd, um welchen Zweckes willen sie wohl glaubten, daß man sie zusammenberufen habe. Einige dieser ehrwürdigen Männer, welche ungern sahen, daß man sie um ihren Morgenschlummer gebracht, riethen auf einen plötzlich zu beginnenden Krieg, aber sie bedauerten nicht zu wissen mit wem; Andre spielten auf ein neues Gesetz an, und noch Einige waren so unvorsichtig, ihre Erwartung zu äußern, daß irgend einem Uebel schleunig solle Einhalt gethan werden, oder daß man dem Volke eine Erleichterung verschaffen wolle. Nichts von Allem dem! sagte die Tochter Peter's; es gilt, meine Herren, eine kleine Lustbarkeit zu erfinden, mit der wir den heutigen Tag schmücken, doch muß sie neu sein und

die Erfindung muß ihrem Scharfsinne Ehre machen. — Der älteste Senator erhob sich, verbeugte sich tief und sagte: Wenn es gilt Glück, Freude und Seegen zu verbreiten, so gestehe ich, daß es mir unmöglich fällt an diesem Hofe etwas N e u e s vorzuschlagen, denn Elisabeth hat bereits, so jung wie sie ist, alle Wege eingeschlagen, alle Mittel schon erschöpft, die uns Sterblichen gegeben worden sind, um Glück und Ruhm zu verbreiten. — Die Kaiserin lächelte; für einen Mann, den man nicht hatte ausschlafen lassen, und der von seiner Morgentasse nur hatte nippen dürfen, war die Wendung nicht übel erdacht; der zweite Senator brachte eine ähnliche Schmeichelei zu Tage, und der dritte, vierte, fünfte und sechste thaten ein Gleiches, nur der letzte und jüngste schlug einen völlig entgegengesetzten Weg ein, er sagte in einem etwas derben Tone und indem er vorher einen Gegenstand, den er so eben gehandhabt hatte, in die Tasche schob: Unsre Mutter will nicht erfahren, was sie schon weiß, sie will nicht hören, was Jedermann ihr sagen kann, sie will etwas Neues hören, und zwar soll dies Neue den Vor-

schlag zu einer Lustbarkeit enthalten, wie sie die Residenz noch nicht gesehen hat. Wie wäre es, wenn wir einen Eispalast bauten, aus Quadern von Eis, und drinnen im Palaste müßte ebenfalls Alles aus Eis sein, und dieser Palast müßte auf dem Eisparket der Neva stehen, und —

Elisabeth klatschte Beifall. Ein Eispalast! Schon das Wort war pikant und neu! Welche warme, oder vielmehr welche kalte Phantasie mußte der Erfinder dieser neuen Art von Hoflustbarkeit haben, um dergleichen zu erdenken! Die Senatoren waren überrascht und sahen sich mit freudestrahlenden Mienen einander an, gleichsam als hoffte Jeder schon einzeln in voller Glorie in diesem sonderbaren Palaste zu thronen. Elisabeth rief: Aber unser Mann hat noch nicht zu Ende gesprochen. Gewiß setzt er seinem Werke noch die Krone auf!

Wenn Ihre Majestät erlauben, fuhr der Eisbaumeister fort, so möchte ich in diesem Palaste ein ebenso ungewöhnliches Fest beginnen lassen, als das Haus ungewöhnlich ist, das diesem Feste zum Schauplatz dient.

Und was für ein Fest sollen wir darin begehn? fragte Elisabeth.

Eine Hochzeit!

Von neuem ertönte das kaiserliche Beifallslachen. Eine Hochzeit in einem Eispalaste! Ein Fest glühender Zärtlichkeit in einer Umgebung, die alle Creatur erstarren macht! Welch eine neue Zusammenstellung! Welch interessanter Hohn auf die bürgerlichen und läppischen Gefühle einer glücklichen Braut, eines beseeligten Bräutigams! Man wirft sie beide in ein Eisbette! Kann man angenehmer mit einem verbrauchten und abgenutzten Gegenstande scherzen, dem man, wie mit einem Zauberschlage, einen neuen pikanten Reiz verleiht!

Aber wo finden wir nur sogleich ein Paar? rief die Kaiserin. Ich werde für eine gute Ausstattung sorgen.

Der erste Senator erhob sich von neuem und bemerkte verschämt flüsternd, daß er eine Tochter habe.

Elisabeth zuckte zusammen. So sehr sie gewohnt war, die Menschen um sich her klein zu sehn, so war

ihr das doch zu viel, daß aus Eigennutz und um einer fürstlichen Laune zu genügen, ein Vater sein eigenes Kind dem Tode in die Arme warf; denn eine Nacht in einem Eisbette, was konnte die anders zur Folge haben? Sie schüttelte daher das Haupt und erwartete, daß man ihr einen annehmbarern Vorschlag machen werde.

Unterdessen hatte der jüngste Senator nochmals ein Manöver mit dem unerkennbaren Dinge gemacht, es an den Mund gebracht, wieder in die Tasche geschoben, und neu begeistert sagte er nun: Ich würde vorschlagen, daß man Ihro Majestät Hofzwerg mit einer ebenso kleinen Zwergin vermählt, die wohl aufzutreiben sein wird, und diese Zwerg-Hochzeit soll dann in dem Eispalast heute gefeiert werden.

So soll es sein! rief die Kaiserin. Ich will es! Es soll geschehn! —

Damit war die Sitzung des Senats geschlossen. Die sämmtlichen Senatoren gingen nach Hause, nicht ohne einige Anwandlung von Neid zu empfinden auf ihren jungen Genossen, von dem sie behaupteten,

daß er sein Glück einzig der Liqueur-Flasche verdanke, die schon am frühen Morgen nicht aus seinen Händen komme.

Jetzt begannen tausend Hände das Werk zu fördern. Es wurden Eisblöcke herangefahren, und diese aufeinander gethürmt, dann kam, in zierliche Quadern zugehauen, das helle, krystallreine Eis und bildete das erste Stockwerk des Palastes, in welchem die Prunkzimmer sich befanden. Ein paar Stufen führten zu der Erhöhung, auf der das Bette sich befand; das Gestelle desselben, die Pfühle waren von Eis, die Drapperien bildeten große Eiszapfen, die in malerischer Unordnung, welche der Phantasie eines Hofdecorateurs des Eiskönigs Ehre gemacht hätte, nieder hingen. In dem Kamin dieses Schlafgemachs brannte ein Naphta Feuer, das zum Hohn die Flamme zeigte, ohne doch zu wärmen. Die Kaiserin stand am Fenster ihres Palastes und sah das Wunder unter ihren Blicken entstehn und sich vollenden. Ihre Höflinge und Damen umgaben sie in weitem Kreise und Jedes hatte einen spaßhaften Rath zu geben, einen komi-

schen Einfall anzubringen, der darin bestand, noch irgend ein Geräthe, das fehlte, anzugeben, um den Ausputz des Brautgemachs zu vollenden.

Indessen fehlte demselben noch die wesentlichste Zuthat, nehmlich die Person des Bräutigams und der Braut selbst.

Als der Hofzwerg hörte, welche Rolle zu spielen ihm allerhöchsten Orts bestimmt war, verschwand er und war trotz alles Suchens in der ganzen Residenz nicht zu finden. Es war ein grämlicher alter Mann, der nach einem langen Leben voll Possen auf ein ruhiges und behagliches Alter hoffte und nun mit Schrecken hören mußte, welch ein grausames Schlußtableau in dem Narrenspiel seines Lebens ihm zugedacht war. Es gelüstete ihm wenig nach einem Brautbette, und am wenigsten nach einem von Eis. Da die allerhöchste Person die allerkleinste in ihrem Reiche nicht finden konnte, gerieth sie in einen Zorn, der dem Schicksal des Tages eine unglückselige Wendung prophezeite. Es flogen Eilboten nach allen Gegenden aus, die den Auftrag hatten, alle diejenigen

getreuen Unterthanen aufzugreifen, die es in ihrem irdischen Wachsthum nicht weiter als bis zu höchstens drei Fuß gebracht hatten. Man fand davon eine Anzahl und in das Thor der Residenz wanderte eine seltsame Schaar kleiner Kobolde mit krummen Beinen und großen Wackelköpfen. Aus dieser Sammlung Miniaturen wurde ein Männlein und ein Fräulein ausgewählt, und er in eine enge und steife Hoftracht, sie in einen kostbaren Reifrock von Silberstoff gekleidet. Die noch übrig bleibenden Zwerge wurden zum Hofstaat verwendet; auch wurde ein kleiner Zeremonienmeister geschaffen, der sein Amt mit vieler Würde versah. Das ungeheure Eisplateau der Newa war mit einer unabsehbaren Menge Zuschauer bedeckt; Lichter, Fackeln, bunte Laternen schufen die Nacht zum Tage, und in der Nähe des Eispalastes konnte das Auge kaum den flimmernden Glanz der Krystalle ertragen, die zu gleicher Zeit das Licht von Innen und das von Außen empfingen und widerstrahlten. Dabei ertönte eine betäubende Musik, ein Zusammenschmettern von hundert Trompeten, Posau-

nen und Blechbecken. Die Kanonen der nahen Festung ließen ihre dumpfen Donner erschallen in dem Augenblick, als sich der Brautzug in Bewegung setzte. Nie sah die Residenz ein Schauspiel, das so neu und von so eigenthümlichem Reize war. Ganz Europa sprach davon, und man erzählte sich in Paris und London von der Zwergenhochzeit und dem Eispalast auf der Newa. Elisabeth's Eitelkeit war befriedigt; der Tag wurde eingetragen als ein besonderer in den Annalen des Reichs.

Der Genius des Steins war bis hierher in seiner Erzählung gelangt; jetzt hielt er erschöpft inne, indem er sich den Pelzrock auf der Brust etwas aufknöpfte und seiner zierlichen Perrücke einen kleinen Stoß versetzte, wodurch sie wieder in die gehörige Lage sich fügte, aus der sie im Eifer des Gesprächs gekommen war. Wie glücklich sind die hohen Herren dieser Erde, hub er wieder an, sie haben alles, was ihnen gefällt! Welche eigenthümlichen Genüsse wissen sie sich zu bereiten. Der Eine zündet eine Stadt an, lediglich um zu sehen, wie sie sich brennend aus-

nimmt; der Andere legt seine Nebenmenschen auf Eis, wie Champagnerflaschen, um sie frisch zu erhalten. Gott segne mir die großen Herren der Erde! Was meine erhabene Gebieterin betrifft, so muß ich ihr den Ruhm lassen, daß sie kaiserlich diejenigen belohnte, die ihr Vergnügen gemacht. Der Zwerg, der die Probe der Eisbrautnacht glücklich bestand, kam in die Stelle des alten Hofzwerges, der nur wieder zum Vorschein kam, um zu vernehmen, daß für ihn gegen Quittung funfzig Peitschenhiebe in dem kaiserlichen Stall bereit waren. Er nahm diese Hiebe mit demselben süßsauren Gesichte hin, mit dem er die einstigen Beifalls-Bezeugungen seiner hohen Beschützerin hingenommen hatte, und begab sich dann in Ruhestand, fern vom Hofe, auf eines seiner Güter. Es war ein philosophischer Zwerg, der der Philosophie mehr Ehre machte, als mancher zwerghafte Philosoph unserer Tage.

Was mich selbst anbelangt, so kam ich an diesem Tage in besondere Gunst meiner Gebieterin und wurde von ihr bis zu ihrem Tode getragen; die Ver-

anlassung war die. Elisabeth hatte sehr schöne Hände, sie verschmähte es daher, Ringe zu tragen; der einzige, den sie nicht ablegen durfte, war ein sehr häßlicher Karniol, den ihr erhabener Vater, der fast in jedes Fach menschlicher Kunstfertigkeit hineinpfuschte, höchstselbst mit einem plump geschnitzten Amorkopfe geziert hatte. Dieser unglückliche Amor mit seinem verdrehten Halse und seinem schiefen Munde, denn der kaiserliche Stift war bei der Arbeit mehr als einmal ausgeglitscht, sah trübselig Elisabeth an, als sie noch Kind war, und derselbe Amor begleitete sie in derselben widrigen Verzerrung bis auf den Thron. An diesem Tage, den ich eben zu beschreiben die Ehre gehabt, kam, ich weiß nicht durch welche Grille, ich an den Finger der glücklichen Frau. Als sie ihren Handschuh abzog, fiel ich herab; man suchte mich, und endlich fand mich der Auserkorene — der Erwählte! Dies sah die Kaiserin als ein glückliches Omen ihrer eben geschlossenen Verbindung an, und von diesem Augenblick kam ich nicht wieder von ihrem Finger. Man kann sich denken, wie lästig mir der

Amor von Karniol war, der in meiner Nähe sich breit machte und nicht wanken und nicht weichen wollte; aber muß man nicht im Leben sich in so manches Unangenehme fügen? Und überdies, ich hatte einen kleinen Tröster bei der Hand, dessen magische Kräfte ich von dem jüngsten Senator kennen gelernt! —

Bei diesen Worten zog der Genius eine winzig kleine Flasche aus der Tasche, that einen langen Zug, nickte den Abschied und verschwand in die blauen Wolken, die wieder aus der Tiefe des Steines empor wallten.

Amethist.

Es entwickelte sich aus dem neuen Stein ein kleiner Sylphe, halb Knabe, halb Mädchen. Die Gestalt sah zum Monde hinauf, ihr Busen hob sich, ihr Auge füllte sich mit Thränen, und sie seufzte: Schönes, schönes Licht! blickst Du endlich einmal wieder auf die arme kleine Mignon herab!

Mignon! rief der Mond, Mignon! wunderliches seltsames Kind, wo kommst Du her? Ich sah Dich auf dem Seile tanzen, ich sah Dich in den Armen des großen schönen Mannes, der Dich aus der Gauklerbude rettete, und der mit seinem eigentlichen Namen —

Still! rief der kleine Geist, ich bitte Dich, nenne ihn nicht. Nur ich habe das Recht, ihn zu nennen — nur ich! Mich hat er an sich gekauft mit Seele und Leib, und wie ich auf der Erde ihm folgte, so folge ich ihm jetzt im Himmel. Auf der Erde hieß ich Poesie, im Himmel heiße ich — doch höre nun mein einfaches kleines Geschichtchen.

Ich hatte an Göthe's Finger meinen Platz. Meine Erzählung ist sehr kurz, sie spielt nur während einer einzigen Abendstunde, die der große Dichter träumend auf einer Bank im Park zu Tiefurt verbrachte.

Nach einem Tage voll anstrengender Festlichkeiten, voll langwieriger und pomphafter Ehrenbezeugungen, begonnen mit schüchternen Glückwünschen

und geschlossen mit lauttönenden Trinksprüchen und jubelnden Liedern, nach einem Tage, der den großen Dichter die höchste Staffel im Staatsdienste hatte ersteigen sehen, der ihm das Diplom als Staatsminister gebracht, saß der Gefeierte in tiefer Einsamkeit, im Schatten uralter Buchen und dachte, wie er's gern liebte, den Geschicken nach, die über sein schon ergrauendes Haupt dahingegangen. Seine große Seele, brünstig dem Genius der Stille sich hingebend, umschloß die Bilder seiner Vergangenheit und übergab die großen Gestalten dem bildenden Schöpfertriebe seiner Phantasie. Nicht was er äußerlich geworden, denn er achtete in dieser Stunde geweihter Erinnerung die Erfolge irdischen Betriebes gering, nur das, was sein Geist errungen, was schöpferisch sein Besitz geworden, stellte sich dem schauenden inneren Blicke dar.

Wer kennt den Park von Tiefurt, diesen geheimnißvollen düstern Park, in welchem die Muse des achtzehnten Jahrhunderts, als sie die Gauen Deutschlands durchschritt, ein poetisches Ruhestündchen feierte,

umrauscht von dem Gesange der Poeten und geliebkos't von dem Geplauder schöner Frauen? Es fließt mit klaren Wellen ein Flüßchen durch diesen Park, und dieses Flusses Spiegel nahm die nachdenklichen Gestalten der großen deutschen Dichter auf, die, ewige Gesänge dichtend, an seinem Ufer wandelten. An jenem Baum lehnte die ernste, imposante Gestalt Schillers, der, sein großes Auge träumend in das Dunkel des Hains richtend, aus seinem Geiste Gebilde erstehen ließ, an denen Deutschlands Jugend erstarkte und erglühte. An jenem Altar, von grünlichem Dunkel umspielt, der irgend einem poetischen Gotte gewidmet war, ruhte der Greis Wieland, dieser nie alternde Liebling der Musen, dieser Stolz und Schmuck der Fürstenhöfe. Zu diesem dunklen kleinen Altar kamen die ewig frischen, jugendlichen drei Schwestern, die Grazien Homer's, und führten ländliche Tänze auf zum Klange der Lyra des Oberon und zu den Tönen von Hyon's Hüfthorn. In dieses murmelnde Wasser stieg die schöne Rezia, und ihr nach stürzte sich die schalkhafte Zenide, diese süße

Fee voll üppiger Reize, in kokette flatternde Gazeschleier gehüllt; hier im Schatten der Bäume hielt Musarion ihr philosophisches Mahl und kleidete die Gesetze des Genusses in das Gewand der Weisheit. Weiter zurück, da, wo die düstere Felsenwand sich erhebt, sah man einen ernsten Mann wandeln, einen Priester, der den Lorbeer Apoll's mit dessen geweihter Binde vereinigte, Herder, der seine einsamen Morgen-Spaziergänge vor den Blicken seiner Bewunderer und Schüler verbarg.

Alles dieses sah der kleine düstre Park von Tiefurt. Ein geheimnißvolles Plätzchen Erde! Ein den Menschen und Geistern heiliger Friede schwebte über seinen Schatten. Späte Nachkommen, hört meine Stimme: Wenn Ihr Alles ebnet und flacht mit Euren Maschinen und Fabriken, schont den Park von Tiefurt! Wenn Ihr Eure sausenden Dampfräder über alle frommen Denkmäler, Gottesäcker und Siegesfelder hinwegtreibt, schont den Park von Tiefurt! — Nehmt die weite Erde, bedeckt sie mit dem sprühenden Gischt Eurer Maschinen und der schnüffelnden tastenden Nase eines Telegraphen, nur dieses

kleine dunkle Fleckchen Erde, diese paar alten Bäume, diese vermorschten Altäre, diese Bilder und Gebilde, diese verschont! Laßt Euren kommenden Dichtern das eine Winkelchen, wo sie träumen, weinen und — Euch und Eure Maschinen verwünschen können, nein — nur vergessen! Dazu, ich versichere Euch, eignet sich der Park von Tiefurt vortrefflich.

Ich kehre zu dem Dichter zurück, den wir auf der einsamen Bank verlassen haben. Es wäre ein gewagtes Unternehmen, und dabei durchaus nicht der Wahrheit anpassend, wenn ich Göthe wie einen sentimentalen jungen Träumer wollte sprechen lassen. Wir wollen ihn gar nicht sprechen lassen, wir wollen nur das stumme Spiel, mit dem er den großartigen Gang seiner Träume und Phantasien begleitet, zu deuten suchen.

Vorsichtig späht er, ob er allein sei; er sieht den kleinen dunkeln Taxusgang hinab und beobachtet das schimmernde Gewand einer Dame, die sich langsam entfernt, eine von den vielen Leonoren, die den Weimarischen Tasso in anmuthigem Kultus des Genies

umgeben. Sie hat den Dichter nicht bemerkt, sonst würde sie unfehlbar ihre Schritte zu ihm gelenkt haben, denn welch ein schöner Moment für eine opfernde Priesterin, ihren Gott allein und nur ihr angehörend zu finden! Aber sie geht. Göthe's Auge blickt den andern Gang hinab; dort wandelt ein Herr des Hofes, ein Mann des Ceremoniels und der Geschäfte. Er wartet auf die Wagen, welche die Vorräthe der Küche bringen; ihn beschäftigt die Vertheilung der Plätze beim Soupee; kein Poet der Welt könnte in diesem Augenblick den Lauf seiner Betrachtungen stören. Er ist unschädlich. Von ihm hat der große Dichter nichts zu fürchten. Er würde in den Katakomben von Rom, unter den Cedern des Libanon, in der Kirche des heiligen Grabes ebenso gleichgültig und mit derselben Zufriedenheit und Ruhe umherwandeln, er würde auch dort auf die Küchenwagen warten. Er würde, wenn er den einsamen Mann auf der Bank bemerkte, sich zwar respektvoll nähern, aber nicht, um den Dichter des Faust zu begrüßen, sondern um dem neuen Minister

die graziöse Geschmeidigkeit seines Rückens zu zeigen. Doch auch er bemerkt ihn nicht und so zieht Göthe vorsichtig und schüchtern ein kleines Etui aus der Tasche, öffnet es und nimmt mit zitternder Hand einen Ring hervor, einen einfachen Goldreifen mit einem in Herzform gefaßten Amethist.

Was ist das? Welch wundersame Veränderung geht mit dem Manne der Kälte und der hofischen Formen vor? Ist die nachläßig gebeugte Gestalt dieselbe, die so eben noch in der Mitte eines Schwarms von Verehrern und Schmeichlern gerade aufrecht in fürstlicher Haltung stand? Hier ist's der unbewachte, unbeachtete Mann, der seine Jugend nochmals durchträumt, der die Bitterkeit und das Weh vergangener Jahre über sein gebeugtes Herz unbehindert hinschauern läßt. Dort war es der Mann, der selbstbewußt und vorsichtig einer Welt entgegentritt, deren Lob ihm verdächtig, deren Treue ihm ohne Werth, deren Ruhm er entbehrlich findet; hier auf der einsamen Bank sitzt der Mensch und Dichter, der arme von Gott gebeugte und geliebkos'te

Sterbliche, der in Demuth der großen Weltseele sich Unterwerfende. Dort stand der moderne Prometheus mit der vollen Kühnheit, dem Trotz und dem Uebermuth seines Vorbildes, der Freund eines Fürsten und der Stolz seines Jahrhunderts. Hier ist der Mann ohne Stern, aber mit einem Herzen, dort der Mann ohne Herz, aber mit dem Stern. Ihr, die Ihr den großen Dichter schmäht, ihn kalt, herrschsüchtig und egoistisch nennt, geht in den Park zu Tiefurt, laßt Euch die Bank zeigen, auf der Göthe oft einsam ganze Stunden verträumte, und wenn Ihr irgend an göttliche Naturen glaubt, an ihre Geheimnisse und stillen Verklärungen, an ihre Demuth und Entsagung bei allem nach außen hin gezeigten weltlichen Stolz und Uebermuth, dann glaubt auch an die Herzensgröße des Mannes, vor dessen Dichtergröße Ihr Euch willig beugt.

Doch von wem kommt der Ring mit dem Amethistherzchen?

Ist er das Geschenk einer Fürstin, das Andenken einer poetischen Gräfin, oder irgend einer Baronesse,

die einen Band Gedichte oder eine Sammlung religiöser Betrachtungen veröffentlicht hat? Ist er ein Vermächtniß jener berühmten Frau, jener patriotischen Tochter Neckers, der Dichterin der Corinna, die nach Weimar kam, um sich zu Göthe's Füßen zu werfen? Oder stammt er von der Freundin Wieland's, der genialen Sophie von la Roche, die so unbedeutende Romane und so wunderschöne Briefe schrieb?

Nein, Ihr rathet es nicht.

Ihr, die Ihr Euch den großen Dichter immer mit dem Gedanken an Ruhm und Glanz beschäftigt denkt, Euch wird der Name jenes armen, einfachen Mädchens nicht in den Sinn kommen, ihr werdet nimmermehr glauben, daß an dem Tage, wo der Dichter die höchste Staffel äußerer Ehren erstieg, ihm nichts so theuer und werth erschien, als ein Zeichen der Liebe, das ihm einst ein armes unbedeutendes Kind gab, als er selbst noch ohne Namen und Ruhm war, daß es der Ring Friederikens von Sesenheim war, den der Dichter jetzt voll Trauer

und Liebe betrachtete. Jene frische schöne Jugendzeit in Straßburg trat neu vor seine Seele; er sah sich wieder auf dem Pferde, durch Nacht und Dunkel hinfliegend, um die Lichter des Häuschens zu erreichen, die unter dem Laubdach der idyllischen Linden hervorschimmerten und wie Sterne der Liebe durch die Nacht leuchteten. O welche Zeit! —

— O gieb
Des Hasses Kraft, die Kraft der Liebe —
Gieb meine Jugend mir zurück! —

Und er sah sich wieder auf den Treppenstufen, Abschied nehmend, und — heimlich ward ihm von der Geliebten der einfache Ring mit dem Veilchenherzen an den Finger gesteckt.

Das ist die Geschichte des Ringes, dessen Schutzgeist ich bin, endete der kleine Genius seine Erzählung. In mir lebt Friederike von Sesenheim, in mir lebt Mignon, in mir leben Clärchen und Gretchen, mit einem Worte, in mir lebt das Herz des Dichters; nenne mich nun, wie Du willst.

Die Geister der Steine hatten aufgehört zu sprechen, und auch der Mond war verstummt. Verwundert und überrascht betrachtete der Dichter sein Armband. Er hütete sich wohl, das Geheimniß desselben zu verrathen; nur den Wunsch sprach er heimlich aus: möchte die, die diesen schönen Reif künftig trägt, nie aufhören zu sein so lieblich wie Poppäa, so demüthig wie Maria Magdalena, so schön wie die Marquise von Pompadour, so großmüthig wie Elisabeth und endlich ihrem Auserwählten so treu wie Friederike von Sesenheim.

Die Perlen der Fee.

Aglaë, eine junge Fee, erschien vor der Königin der Geister und trug die Bitte vor, auf die Erde entlassen zu werden. Die Königin sah die Bittende mit einem mitleidsvollen und erstaunten Blicke an, indem sie fragte: Auf die Erde? Was bewegt Dich, diesen düstern Aufenthalt des Kummers und der Schwachheit, diesen fernen, ewig beschatteten Planeten aufzusuchen? Es giebt Sterne, die Licht und Freude auf ihrer Oberfläche verbreiten, und wo Du die Tage Deiner Jugend mit ungleich mehr Genuß wirst hinbringen können, als auf jenem freudlosen Asyl, das Du Dir ausgesucht.

Dennoch bestehe ich auf meine Bitte, hohe Gebieterin, entgegnete die junge Fee.

In welcher Gestalt willst Du die Erde betreten? Mit welcher Mission soll ich Dich bekleiden?

Du bist zu schwach, um mit Wolken und Winden zu kämpfen, sonst würde ich in Deine Hände eine Flotte geben, die eben jetzt ein junger und schöner Prinz befehligt; Du könntest ihm den Schutz gewähren, den wir den Sterblichen gewähren dürfen. Auch bist Du zu unerfahren, um Dir die politischen Miasmen zur Bewachung anzuvertrauen, die den Saal der zwei Kammern eines großen Inselvolkes füllen, und die mit Vorsicht abgewickelt werden müssen, um das Volk und seine Regierung gesund zu erhalten, und dabei zugleich einem Minister, der seit vielen Jahren schon mein Liebling ist, den Besitz der Macht zu sichern. Auch kann ich Dich bei den Dichtern, wie sie heut zu Tage sind, nicht in Thätigkeit setzen, dazu bist Du zu jung und zärtlich. Ein paar schöne Verse würden Dir den Kopf verdrehen und Dich blind machen gegen die zahllosen Unarten und Thorheiten, die gerade jetzt unter dem Volke der Poeten herrschen, die nicht mehr in Armuth und Keuschheit, sondern in Ueppigkeit und Laster leben. Also wozu willst Du verwendet sein? Ueber ein

Blumenfeld hinzukosen? Dazu ist die Welt zu ernst. Die kleinen Neckereien der Verliebten zu überwachen? Es giebt keine Verliebten mehr. Es giebt nur Männer und Frauen, die sich gegenseitig kaufen und diesen Kaufkontrakt eine Ehe nennen. Die Spiele der Kinder anzuordnen? Es giebt auch keine Kinder mehr, es giebt nur kleine verkrüppelte lebendige Mumien, die auf die Tasten eines Piano's hämmern, oder in einem Ballet als Automaten figuriren. Also was willst Du meine Kleine?

Ich will eines Mannes Weib sein.

Tiefe Stille herrschte im Feensaal nach diesem Ausspruch. Man hörte, so still war es, die kleinen Geister, die wie ein Kranz lebendiger Lilien hoch über dem Haupte der Königin ihre blüthenweißen Körperchen in einander verschlangen, ihre feinen knisternden Flügelchen regen.

Eines Mannes Weib sein? wiederholte die Königin lächelnd; dieser alte Traum der Titania, immer von neuem taucht er in diesen Räumen auf! Immer von neuem kommt der so oft fortgescheuchte Schatten

einer Fieberphantasie der Seele, eines traurigen, gefährlichen Irrthums in diese Regionen des Lichts! — Aber es sei! Können wir Geister das Bild der ewigen Weltschönheit ändern? und in diesem Bilde steht der Liebesirrthum als ein ursprünglicher Charakterzug fest. So geh denn, mein Kind! Aber sage mir vorher, welchen Mann hast Du Dir ausgesucht? Zeige ihn mir auf dem Spiegel jener Wolke, die eben dort im weichen Morgenhimmel vorüber schwimmt.

Die junge Fee senkte erröthend das Haupt. Es war ihr nicht gelegen, daß eine ganze Versammlung neugieriger Feen sehen sollte, was sie bis jetzt allein in süßer Einsamkeit mit trunkenem Auge erschaut; doch mußte sie gehorchen. Ihren rosenfarbenen Schleier gegen die Wolke schwenkend, gebot sie dieser zu stehn und das Bild erschien. Am Abhange eines dichten Waldes sah man einen jungen Jäger ruhen, sein Hund und seine Büchse lagen neben ihm. Die Feen bogen sich neugierig vor und Eine rief: Schade, der Zweig des Hollunders beschattet gerade

seine Augen und Stirne! Entferne diesen Zweig, Aglaë! Das kann ich nicht, entgegnete die junge Fee. — Sie konnte es, aber sie wollte es nicht: schärfer blickend als die Anderen hatte sie bemerkt, daß der junge Jäger nicht schlief; sie wußte, wie schön seine Augen waren, und sie wollte sie ihren Gespielinnen nicht zeigen. Der wohlthätige Zweig blieb also, wo er war. Nach einer kleinen Weile verschwand das Bild, nachdem der Anzug des Jägers, seine Stellung, endlich sogar sein Hund, seine Jagdtasche und sein Gewehr auf das Genaueste von den Beobachterinnen kritisirt worden waren.

Also dieses Mannes Weib willst Du sein? fragte die Königin.

Die junge Fee neigte das Haupt bejahend.

Glaubst Du, daß er Dich lieben und Dir treu sein wird?

Ach Königin, welche Frage! Er liebt mich glühend, obgleich ich ihm bis jetzt nur im Traume erschienen bin.

Eine Fee, die große Aehnlichkeit mit dem ge-

wissen Etwas hatte, was man auf Erden eine „alte Prüde“ nennt, flüsterte ihrer Nachbarin zu, indem sie ihre Lilie vor dem zahnlosen Mund hielt, um das boshafte Lächeln zu verbergen: die Männer lieben nur treu — im Traume!

Ist er wohlhabend und angesehen? fragte die Königin mit der Miene einer guten Mutter, die ihre Tochter versorgen will.

Weder das Eine noch das Andere, entgegnete Aglaë. Er bewohnt eine Hütte im Walde.

Und Du willst ihm Glück bringen?

Das Glück der Liebe, das er mir zuerst gebracht hat.

Die Fee mit dem zahnlosen Munde machte hier eine Miene der Ungeduld. Es war ihr verdrießlich, daß man in ihrer Gegenwart so lange und in so schwärmerischen Ausdrücken von Liebe sprach. Sie machte daher eine kleine graziöse Verbeugung gegen die Königin und sagte: Laß das gute Kind nur immer gehen, Gebieterin. Was wetten wir, ehe ein Jahr vergeht, klopft sie an die Thür dieses Saales

in Lumpen gehüllt, mit dem ekelhaften Parfüm der Armuth und des Unglücks behaftet. Wie war es mit der jungen Tuberrose, meiner Nichte? Welche Mühe hatten wir, die Arme von ihren irdischen Erniedrigungen wieder aufzurichten. Laß sie ziehen! Die Schule des Unglücks ist auch zu etwas gut.

Aglaë wandte sich mit Entrüstung von der Sprechenden ab, empfing den Befehl der Königin und sank langsam, wie eine mit Blumen beschwerte Morgenwolke niedersänke, zur Erde hinab.

Du träumst Peter, wo sollte das wunderschöne Mädchen plötzlich herkommen? Man hat nie von ihr früher im Dorfe gehört.

Muß denn das Dorf um alle Weltbegebenheiten wissen?

Eine schöne Weltbegebenheit das! Ein leichtfertiges Mädchen siedelt sich hier an.

Da, dies für das leichtfertige Mädchen!

Er schlug ihn heftig, und der Geschlagene blieb nichts schuldig; nach einem heftigen Kampfe lagen Beide blutend am Boden. Der dicke Dorfrichter, der die Sache zu untersuchen hatte, klagte, daß dies nun der zehnte gefährliche Streit unter den jungen Burschen im Dorfe sei, seitdem Margot im Kirchsprengel sich niedergelassen habe. Und wer ist diese Margot? rief er keuchend. Selbst ich, der Dorfrichter, weiß es nicht. Wenn sich Niemand findet, der sich der Dirne auf eine ernsthafte respektable Art annimmt, so werde ich sie auf dem Schub aus dem Dorfe schaffen lassen.

Thut das! rief ein häßlicher rothhaariger Bursche, der es bis jetzt nicht hatte erlangen können, auch nur einen Tanz mit der Fremden bei den Dorffesten zu machen. Thut das, ich rathe Euch dazu, und will Euch hülfreiche Hand dabei leisten. — —

Im ärmlichen Winkel einer verfallenen Hütte, die gegen Sturm und Regen nicht mehr schützte, saß

Margot und sprach lächelnd, indem sie sich in ihre Lumpen hüllte: Es muß zum Aeußersten kommen! Ich muß beschimpft erscheinen, damit ich seine Liebe prüfe. Nimmt er sich meiner an, wo Alle sich von mir zurückziehen, so fliege ich an seinen Hals und bin sein!

Diese Prüfungsstunde blieb nicht lange aus. Der Rothhaarige wiegelte das ganze Dorf gegen die unbekannte Fremde auf; es wurde Exekution abgeschickt, der schmachvolle Karren hielt vor der Thür der morschen Hütte. Schon erschien das arme Mädchen, um ihn zu besteigen, als plötzlich aus dem Gebüsche, den Hut keck auf einem Ohr, der junge Jäger hervortrat, das Mädchen unterm Arm nahm und laut erklärte, sie gehöre ihm, sei sein Weib, und wem es gelüste, auch nur den Saum ihres Kleides zu berühren, solle mit der scharfen Spitze seines Waidmessers Bekanntschaft machen.

Der junge Jäger und Margot wurden ein Paar.

Ein heftiges Gewitter entlud sich über dem Forst. Margot, die aus der Hütte trat, um an den, einige Schritte entfernten Ziehbrunnen zu gehen, sah mit Entsetzen bei einem tobenden Donnerschlage den Himmel voll Feuer. Ein Blitz fuhr in ihrer Nähe herab und verlor sich in einem Strahlenbüschel in der Krone einer alten Eiche. Der ganze Baum wurde von einem Funkenregen umhüllt. Die zitternden Flämmchen flossen in eine große Flamme zusammen und siehe da, aus der Flamme hervor trat eine jungfräuliche Erscheinung, mit einem Kranze von Feuerlilien in dem schwarzen Haar. Aglaë erkannte eine ihrer Lieblingsgespielinnen aus dem Feenreich, und so erschreckt und betäubt sie anfangs wegen des wilden Brausens und Tobens in der Natur gewesen war, so erfreut und erheitert flog sie jetzt der Freundin entgegen, die ihren Flammenmantel von den Schultern abwarf und so anspruchslos und lieblich wie eine junge Sterbliche vor der Genossin stand.

Aber Telane! rief Aglaë, welch einen entsetzli-

chen Lärm hast Du gemacht! Wie hast Du diesen armen Wald und seine Bewohner erschreckt!

Sei nicht böse, entgegnete Telane; in Abwesenheit unserer Donnerwetter-Fee, wie wir die ehrwürdige Sorane nennen, wurde mir das kleine Blitzgeschäft heute anvertraut. Ich lenkte meine tobenden Wolken wie eine Heerde unartiger Buben diesem Walde zu, weil ich Dir einen Besuch abstatten wollte. Wie gehts Dir? Du siehst frisch und gesund aus, also bist Du glücklich.

Und wie sehr bin ich das! entgegnete die junge Fee mit einem lieblichen Erröthen. Komm in meine Hütte mit mir, Du sollst Alles, und sogar meinen kostbaren Talisman sehen.

Wie, hat Dir die Feenkönigin den blauen Karfunkel geschenkt?

Es ist nicht der blaue Karfunkel, und auch nicht von der Königin habe ich meinen Schatz, sagte das junge Weib.

Sie traten in die Hütte. Die Thür war so niedrig, daß die schlanke erhabene Gestalt Telane's

sich bücken mußte. Rudolph ist abwesend, sprach Aglaë, ich kann Dir also Alles zeigen, was ihm gehört und zugleich mir, denn wir besitzen unsere Armuth und unser Glück gemeinschaftlich. Sie öffnete einen kleinen Wandschrank. Sieh hier den aus Holz geschnitzten Becher, aus dem Rudolph bei festlichen Gelegenheiten trinkt. Unten im Grunde des Bechers ist eine kleine Geldmünze eingelassen, die ein Vorfahr Rudolph's, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, von einem Fürsten erhalten. Wenn wir daraus trinken, so setze ich die Lippen hier an, wo sich der Rehkopf befindet, er dort, wo der wilde Eber ausgeschnitzt ist; aber ich kann Dich versichern, in der Zerstreuung vergißt Rudolph nach den zwei ersten Zügen den Eber und kommt zum Reh, und ich — doch das sind alles Thorheiten, die Dich nicht interessiren; ich will Dir meinen Talisman zeigen!

Die glückliche Mutter hob den Vorhang einer ärmlichen Wiege empor und mit Freudelächeln sagte sie: da ist er!

Telane ließ den Blick eine Weile mit heiterer

Theilnahme auf dem Kinde und auf der Mutter ruhen, dann rief sie, das kleine Fenster öffnend und hinausschauend: Meine Wolken, meine Wolken! sie gehen, wohin sie wollen! Da verläuft sich ein ganzer Trupp in jenes Thal hinab, wo wir bereits gewesen sind. Mein Kind, ich muß fort: leb wohl — leb wohl!

Die Fee verließ die Hütte, warf kokett ihren Flammenshawl wieder über die Schultern und wirbelte in die Lüfte empor.

Ich denke doch nicht, daß Du immer im Walde sitzen wirst, da Du eine junge Frau hast, die den Putz liebt und sich gerne zeigen mag, sagte der Rothkopf, dessen Name Ralph war, zu dem jungen Jäger.

Ja, wenn ich so reich wäre wie Du, entgegnete Rudolph mürrisch.

Wage Dein Glück im Spiel! Ich borge Dir

das Geld dazu; ist's verloren, so giebst Du nichts wieder; gewinnst Du, so theilen wir den Gewinn.

Ich habe meinem Weibe versprechen müssen, nicht zu spielen. Es macht ihr Kummer.

So, also Dein Weib ist Dein Polizeimeister. Das ist etwas Anderes, das habe ich nicht gewußt.

Schweig! hämischer Bursche! Es ist allbekannt, daß sie Dich und Deine Bewerbungen abgewiesen hat, deshalb neidest Du mir mein Glück.

Sicherlich nicht. Ich habe Dir sogar etwas verschwiegen, was Dein Weib betrifft, und was Dich sehr nahe angeht. Ich bin zufällig dahinter gekommen.

Was ist's?

Daß ich ein Narr wäre, es Dir zu sagen. Erstlich würdest Du mir nicht glauben, und zweitens — nun zweitens würdest Du Deinem Weibe es wiederplaudern, daß ich's gesagt, und da sie — eine Hexe ist, so könnte es mir schimm gehen.

Rudolph zog sein Messer, doch Ralph sagte

lachend: Tödte mich immerhin, dann erfährst Du auch mein Geheimniß nicht.

Der junge Jäger brachte seine Waffe in Ruhe und forderte Jenen auf zu sprechen. Nach einigen Entschuldigungen und nach der lächelnden Behauptung, es könne am Ende ja doch Alles mit rechten Dingen zugehen, sagte Ralph leise und nachdem er sich überall umgesehen: Dein Weib vergießt Thränen, die sich in Perlen verwandeln.

Nicht möglich!

In ächte, schöne, klare Perlen! Ein Jude gäbe Dukaten für die kleinste. Dies ist so wahr als ich vor Dir stehe.

Und woher weißt Du's?

Ich schlich neulich um Dein Haus — es war zufällig. Da saß sie am Fenster, das Haupt auf dem Arm gestützt, das Tuch vor den Augen. Sie weinte; weshalb sie weinte, weiß ich nicht. Vielleicht waren es Freudenthränen über das Glück, mit Dir vereint zu sein. Dabei sah ich etwas ins Gras rollen. Als sie fort war, schlich ich heran, hob es auf und — siehe selbst.

In der That — Perlen! Das ist seltsam.

Ob seltsam oder nicht, das ist gleichgültig. Genug, Du hast einen Seckel, in den Du nur zu greifen brauchst, um ein reicher Mann zu sein.

Wie verstehst Du das?

Nun das ist verständlich zur Genüge! Du hast nur nöthig, Dein Weib zum Weinen zu bringen. Weint sie, so hast Du Perlen, und hast Du Perlen, so giebt Dir der Jude Geld. O wenn ich in Deiner Stelle wäre, machte ich's zu meinem Hausgesetz: meine Frau müßte alle Tage ihr Pensum weinen, oder alle Nacht, wenn ihr das lieber wäre. Darin würde ich ihr freie Hand lassen.

Unmensch! Also Du würdest Deine Frau peinigen, um Deine Tasche zu füllen!

Ralph erwiederte mit höhnischem Lächeln: Habe ich denn gesagt, daß es Kummerthränen sein sollen? Es können ja Freudenthränen sein. Genug, sie muß weinen, wie sie es anfängt, das ist Deine Sache.

Lieber verzichte ich auf alles Glück der Welt, ehe ich es veranlasse, daß Margot eine einzige Thräne

des Kummers und des Schmerzes verliert! Und ich sollte noch gar darauf ausgehen, ihr Leid zuzufügen, lediglich um nur mir Wohlleben und Genuß zu verschaffen! Ich wäre der Niedrigste der Menschen.

Nun, wie Du willst. Dein Wort darauf, daß Du mich nicht bei ihr nennst.

Sei dessen gewiß.

Das Gespräch mit dem tückischen Ralph war nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Rudolph dachte der geheimnißvollen Eigenschaft seines Weibes nach, und er war mit ihr unzufrieden, daß sie ihm diese verschwiegen hatte. Uebrigens gestand er sich's selbst, daß er ihr bereits Grund gegeben hatte zu weinen; nur in Ralph's höhnisches Antlitz hinein hatte er dies Geständniß nicht thun wollen. Das einsame Leben im Walde war ihm zuwider geworden; er hatte sich nach und nach ans Spiel gewöhnt und ganze Nächte bei der Karte zugebracht, ohne daß, wie er glaubte, Margot daheim auch nur das mindeste

davon erfahren. Dennoch wußte sie um Alles. Ein Stück des Haushalts nach dem andern schwand, aber sie machte ihm keine Vorwürfe. Nur als der Becher fortgegeben wurde, vergoß sie ihre ersten Thränen.

Als Rudolph sie um das Geheimniß fragte, entgegnete sie: Nun ja, wenn Du es denn durchaus wissen willst, so bekenne ich Dir, daß es mit jener wundersamen Gabe seine Richtigkeit hat. Unter meinen Taufpathen erschien eine fremde Fee, die Niemand kannte, und die sich wieder entfernte, ohne daß man ihren Namen erfuhr. Sie war es, die meinen Thränen diese magische Eigenschaft ververlieh, sich in Perlen zu verwandeln.

Welch ein Wunder!

Allerdings ein Wunder; aber nun bekenne auch, von wem und woher Du mein Geheimniß erfahren.

Mein Kind, das kann Dir ja wohl gleichgültig sein.

Durchaus nicht; denn nur der Kummer, der Schmerz, und zwar schon ein recht empfindlicher erpreßt mir diese Thränen, und seitdem ich an Deiner

Seite lebe, wo sollte ich wohl jemals Gelegenheit gehabt haben, dies unglückliche Geschenk der Zauberfrau zu erproben?

Du hast noch nie geweint, seitdem wir beisammen sind?

Noch nie!

Die arme Kleine, sie brachte diese Lüge nur stammelnd und mit abgewendetem Köpfchen vor. Gleich darauf sah sie ihm wieder klar und freundlich in die Augen. Nun sage, rief sie, da ich nicht geweint habe, wie kannst Du also wissen, daß ich Perlen weine?

Rudolph erwiederte mit einiger Empfindlichkeit: Da Du so lange vor mir ein Geheimniß gehabt hast, so wirst Du mir schon erlauben, jetzt auch vor Dir eines zu haben.

Sie sah ihn betroffen und erröthend an; gleich darauf warf sie sich ihm an den Hals und sagte mit dem Ausdruck der innigsten Liebe: O wenn meine Freudenthränen Perlen würden, dann hätte ich Dir mein Geheimniß nicht verbergen können. Schon am

ersten Tage, als Du mich in die Arme schlossest und mit so treuer, ehrlicher Stimme sagtest: Du bist mein! hättest Du's gewußt!

Er küßte sie und sagte mit jenem Tone, der aus glücklichern Tagen herüber tönte: Sei ruhig, Du sollst auch nie weinen, vor Schmerz wenigstens nie!

Er ging in den Wald, suchte das einsamste Plätzchen und überließ sich seinen Thränen. —

Rudolph bewohnte ein schönes Haus in der Stadt, seine Geliebte wohnte bei ihm; Margot lebte mit ihrem Kinde im Waldhause. Es ging lustig zu beim jungen Jäger, der in der Gunst seiner Oberen gestiegen war, weil er ihnen alle Abend Spiel und Gelag bereitete. Es wurde ihm sogar die Aussicht eröffnet, daß er die einzige reiche Tochter des Oberförsters würde zum Weibe erhalten, wenn er sich erst seines Weibes würde entledigt haben. Ralph war sein täglicher Genosse. Eines Tages sagte er zu ihm:

So wie Du jetzt lebst, brauchst Du mehr als Du hast. Du mußt Geld herbeischaffen. Bedenke, daß bald auch der Jude mit seinen Wechseln sich einstellen wird. Auch ich bin genöthigt zurückzufordern, was ich Dir geliehen habe. Darum schaffe Rath.

Diese Worte tönten wie Donnerschläge in Rudolphs Ohr. Es war Abend; er schlich ins Försterhäuschen hinaus. Die Thür stand offen, in den letzten goldenen Strahlen der Abendsonne saß das junge Weib und hielt ihren Knaben im Arm. Ihr Antlitz war von Kummer gebleicht, an ihrer Schönheit hatten die schlaflosen Nächte genagt; dennoch lächelte sie in Mutterseligkeit, denn sie hielt ja ihren Liebling im Arm.

Ein teuflischer Gedanke durchblitzte Rudolphs Hirn. Du hast eben hin und her gedacht, welchen neuen Kummer Du ihr noch zufügen kannst — Du Thor, ist Dir denn nicht eingefallen: Raub' ihr das Kind! Alsdann wird sie Dich in einer Nacht zum reichen Manne weinen. Der kleine Schmerz, die

täglich wiederkehrende Qual, wirkt nicht rasch genug, und schafft das, wonach ich verlange, nicht auf einmal und in großen Massen herbei! Hier giebt's eine Goldquelle, die meinen Durst endlich vollkommen stillt.

Ungeheuer! tönte eine Stimme in seinem Herzen. Du hast ihr Alles geraubt, willst Du ihren Himmel, das einzige Glück ihres Daseins, ihr auch noch rauben?

Aber wenn es sein muß! nahm die erste Stimme wieder das Wort. Und Frauen trösten sich so leicht. Ich bringe den Knaben nur auf eine kurze Zeit bei Seite: ist sie gar zu untröstlich, so gebe ich ihn ihr wieder. —

Und er raubte ihr das Kind. Die Unglückliche sank in Ohnmacht zusammen. Ihr Herz brach; sie vergoß die bittersten Thränen. Ein Mann knieete auf dem Boden und sammelte in Schaalen kostbare Perlen. —

Die eitle Gräfin.

Ein Wiener G'schicht'l.

Vor langen Jahren lebte in Wien eine Gräfin, die war über alles Maaß hinaus eitel und hoffärthig. Sie verachtete jegliche Kreatur um sich her, und keine war ihr recht. In Kleidern trieb sie einen absonderlichen Luxus und es konnte sie hierin keine Frau übertreffen, selbst die Kaiserin nicht. In ihrem Hochmuth spottete sie der einfachen und bescheidenen Gewänder der Heiligen und sagte eines Tages zu ihrem Kammermädchen:

Ich will Dir was sagen, Nannett',
Die heilige Barbel kleid't sich nicht nett,
Zu weit ist der heil'gen Ursel Korset;
Doch so etwas Grausliches sah ich nie
Als die Haube der heil'gen Sophie!
Es ist eine Schande und ein Spott,
Wenn Hofdamen vom lieben Gott

Also einhergehn im Lumpenstaat.
Doch wüßte ich Rath:
Man sollte mich zur Heil'gen machen,
Da könnte der Himmel lachen.

Die Heiligen, die diese Reden vernahmen, wurden nicht wenig böse über die eitle Gräfin und sannen auf Mittel, wie sie zu bessern sei. Sie versammelten die Thiere und Blumen des Feldes um sich her, und überredeten einige derselben, mit einem besonderen Auftrage zur Gräfin zu gehen. Die Lilie kam und sprach: Schau mich an, bin ich nicht tausendmal schöner gekleidet wie Du? Mein Gewand ist Silber und die Säume daran sind Smaragd.

Geh! rief die Gräfin, ich habe bessere Gewänder.

Die Lilie ging und die Taube kam: Was sagst Du zu meinem Kleide? fragte die Taube. Nicht wahr, ein so glänzendes Weiß ist Dir noch nicht vorgekommen. Es ist der Schleier, den mir Gott selbst gewebt.

Er mag für Dich passen, für mich paßt er nicht; entgegnete die Gräfin. Entferne Dich.

Auch die Taube flog fort, der Pfau kam. Ich bin der eitelste, aber auch der schönste Vogel, sagte er, indem er seinen Schweif entfaltete. Suche eine Farbe des Regenbogens, keine wird fehlen in meinem Gewande. Hast Du ein Kleid, wie das meine?

Und noch ein viel schöneres! sagte die Gräfin.

Jetzt zeigte sich der König der Thiere, der Löwe. Er schüttelte seine goldgelben Mähnen und brüllte: Falle vor mir nieder, Weib! denn ich bin das stolzeste und schönste Thier der Schöpfung.

Wenn ich nur wüßte, wer mir diese unverschämten Bestien alle auf den Hals schickt! rief jetzt die Gräfin ganz zornig. Fort, hinaus in den Wald, Du plumper Bursche! Du verdirbst mir hier meine Tische und Bänke und trittst mir meinen Teppich zu Schanden.

Der Löwe brummte gewaltig, machte sich aber doch aus dem Staube, und nach ihm wollte keines der Thiere mehr kommen. Die Heiligen baten nun den Tod, er möchte gehen und der eitlen Gräfin Buße predigen. Da der Tod den Heiligen nichts

abschlagen konnte, machte er sich, wiewohl ungern, auf den Weg und klopfte Nachts an die Thüre der Frau. Als sie aufmachte, stand er davor und sprach: Weib, ich habe gehört, daß Du so unbändig eitel bist, da handelst Du sündlich! Sieh her, dies Tüchelchen ist mein ganzer Schmuck, und ich trage kein ander Gewand mein Lebelang. Thue Du desgleichen.

Wenn ich erst diese magern Knöchelchen haben werde, entgegnete die Frau, die nie um eine Antwort verlegen war. Geh, sonst hetze ich meine Hunde auf Dich.

Der Tod, dem für seine magern Waden bange war, floh eilig von dannen, indem er seine Hippe im Stich ließ. Die Frau reichte sie ihm durch's Fenster, indem sie rief: Sie, Hören's, da haben Sie ihren Barbiermesser'l vergessen! —

Nun trat die Mutter Gottes ein.

Die Gräfin erhob sich und machte der Himmelskönigin eine höchst respektable Verbeugung und nöthigte sie zu sitzen. Die Mutter Gottes, die keine

Zeit verlieren wollte, hub gleich an Buße zu predigen, und die Gräfin hörte ihr gehorsam und mit großer Aufmerksamkeit zu.

Gnädige Frau, erwiederte sie, als die Mutter Gottes mit ihrem Sermone zu Ende war, ich bin bereit, nie und nimmer anders als ein hären Gewand zu tragen, mit einem Strick umgürtet, wenn Eure himmlischen Gnaden mir die Ehre erzeigen wollen, einen Wettkampf mit mir zu beginnen und in diesem Wettkampfe mich zu besiegen, was Dero Heiligkeit gewiß nicht schwer fallen wird.

Laß hören, meine Tochter, sagte die allerliebreichste Mutter, in welcher Art soll dieser Wettkampf sein?

Wir wollen wetten, hub die Gräfin wieder an, welche Eine die Andere in kostbaren und schönen Kleidern übertreffen kann. Geht mir mein Vorrath aus, wie denn daran nicht zu zweifeln ist, so hat Eure Heiligkeit gewonnen; sollte ich aber wider Vermuthen doch noch ein neues, sauberes Kleidchen an den Tag fördern, eines mehr, als sich in Eurer

himmlischen Garderobe befindet, alsdann habe ich gewonnen, und alsdann soll man mich gefälligst in Frieden lassen mein Lebtage lang.

Es sei! sagte die Mutter Gottes.

Kaum war die Wette abgeschlossen, so lief sogleich die Gräfin und miethete alle Putzmacherinnen und Nätherinnen von ganz Wien zusammen; sie erhielt deren an dreitausend und ein Stück. Diese setzten sich nun nieder und schwangen ihre funkelnden kleinen Nadeln Tag und Nacht. Dabei kaufte die Gräfin siebenhundert Läden leer und ließ eine ganze Schiffsladung goldener und silberner Borden kommen. Alles das ging mit großer Geschwindigkeit, denn als Zeitpunkt, wo die Wette entschieden sein sollte, war ein Jahr festgesetzt, und an jedem Tage des Jahres zogen die Mutter Gottes und die Gräfin beide zusammen ein neues Kleid an, das sowohl an Stoff wie an Muster gänzlich verschieden war von dem, was sie gestern getragen.

Die Mutter Gottes ließ sich dreihundert und fünf und sechzig Anzüge machen; die Gräfin ließ sich

gerade so viel und einen Anzug noch drüber machen, denn sie hatte in den Kalender gesehen und bemerkt, daß das Jahr einen Tag mehr hatte als die andern Jahre. Die Mutter Gottes, die nicht in den Kalender geblickt hatte, wußte hiervon kein Wort. Als also der letzte Tag kam, hatte die allerheiligste Mutter kein Kleid mehr; die Gräfin aber erschien in einem wundersamen Kleide:

Es war eine Adrienne,
Mit goldnen Troffen,
Mit Roth gepunkelt,
Und mit Grün durchschossen.
Wider Verhoffen
Stand vorn es offen.
Hinten mit Krausen
Und französch'schen Flausen.
Das Unterkleid
War von gepreßter Seid,
Saß ganz süperb:
Auf den Schuhen Diamanten,
Auf dem Kopfe Kanten.

Als die Jungfrau die Gräfin in diesem Anzuge heranstolziren sah, gab sie ihre Wette verloren. Es

war auch, so wie die Sachen jetzt standen, nichts mehr zu machen.

War die Gräfin früher übermüthig gewesen, so war sie es jetzt doppelt. Wenn die Leute zur Kirche gingen, so saß sie vor ihrem Spiegel und putzte sich. Wenn das Allerheiligste vorbeigetragen wurde, fiel sie nicht auf die Kniee, denn sie sagte: ich verderbe meine Kleider. Endlich wurde es aber mit ihrer Hoffarth so arg, daß sie der Erde und dem Himmel ein Aergerniß gab.

In einer Nacht geschah es, daß eine arme alte Bettelfrau an ihre Thür pochte. Als ihr Einlaß gewährt wurde, sagte sie: Ich habe hier in meinem Korbe ein abgelegtes Kleidchen meines Töchterleins, wollt Ihr mir das abkaufen, gnädigste Gräfin?

Alte! sagte die Gräfin, ich habe aller Welt Pracht zu meinem Eigenthum, und ich soll gehen und Dir Deine Lumpen abkaufen?

Ihr könnt immer das Kleidchen Euch ansehen! sagte die Alte.

Und dabei brachte sie das Gewand hervor, und

es war das Prachtvollste, was man sehen konnte. Selbst die Gräfin hatte dergleichen noch nicht geschaut. Alte! rief sie und klopfte in die Hände, dies Kleid muß mein sein.

Wie viel gebt Ihr?

Mein halbes Vermögen?

Kein Geld, kein Geld! mein Kind, murmelte die Alte; ich begehre kein Geld. Ihr sollt mir für das abgelegte Kleid meines Töchterleins nicht einen Kreuzer zahlen. Ich verlange nur, daß Ihr mir zum Lohne dafür, daß ich Euch erlaube einen ganzen geschlagenen Tag bis zu Mitternacht das Kleid zu tragen, dasjenige gebt, was darin steckt, wenn ich komme es abzuholen.

Das sollt Ihr haben! sagte die Gräfin.

Und wie sie das Kleid angelegt, lief ganz Wien zusammen, denn eine solche Pracht war nicht erschaut worden. Einen ganzen vollgeschlagenen Tag behielt die Gräfin das Kleid am Leibe und selbst zur Nachtzeit wollte sie es nicht ablegen, allein sie erinnerte sich der Worte der Alten. Wie die Stunde kam,

wo diese es abholen wollte, bemühten sich sechs Kammerfrauen vergeblich, es ihr vom Leibe zu ziehen, es löste sich nicht ab. Und so geschah es, daß die Alte um Mitternacht kam, und die Gräfin selbst steckte noch im Kleide.

Jetzt bist Du mein! sagte die Alte.

Herr des Himmels! Wer bist Du? schrie die arme Frau.

Das sollst Du sogleich erfahren! rief das Ungeheuer, indem es seine höllischen Fänge wetzte und seine Drachenflügel ausspannte. Es umfing die Gräfin und nahm sie mit sich in die Lüfte; da half kein Jammern und kein Wehklagen. Nie hat man sie wieder gesehen. Das Haus, in dem sie gewohnt, sank in den Boden. So wurde die Hoffarth dieses eitlen Weibes bestraft.

O Weib, aus Staub geboren,
Erkenne Deinen Stand!
Es schuf der Herr der Gnaden
Aus Erden Dein Gewand.

Du trägst den Gürtel der Sünde,
Du trägst der Schwachheit Binde,
Geschnürt sind Deine Hüften
Mit Schlangen aus den Grüften.
O Weib, aus Staub geboren,
Erkenne Deinen Stand!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der alte Herr aus dem Stephan.

Um die zwölfte Stunde hörte der Wächter am St. Stephan, daß Etwas an der Begräbnißthür hämmerte und klopfte, als wolle es mit aller Gewalt hinaus. Als er öffnete, trat ein alter Herr hervor, in einem Mäntelchen gehüllt, der sagte: Ich bitte Euch, mein Lieber, haltet die Thüre ein wenig offen, ich komme alsobald wieder. Es ist mir gar so still hier im Haus, ich gehe, einen kleinen Besuch abzustatten.

Sehr wohl, entgegnete der Wächter und sah sich den Herrn ein wenig genauer an. Derselbe hatte ein verwittertes Ansehn, und bei der kühlen Nachtluft schauderte er sichtlich zusammen und wollte sich in seinen Mantel hüllen; derselbe riß aber voneinander, so morsch war der alte Seidentaffet.

Auf den Straßen und Plätzen lag mattes

Mondenlicht, weil die Mondscheibe hinter Wolken stand; dennoch sah der Wächter deutlich, wie der alte Herr seinen Gang antrat und bald seltsam hüpfte, bald eine ganze Strecke weit mit geschlossenen Beinen dahinglitt, als führe eine Feder im Winde dahin. So ging das Fantom die Kärnthnerstraße hinab. Im Wandeln rieb es sich vor Vergnügen die Hände und rief: Das wird ein Spaß werden! Die Kleine erwartet mich nicht, aber wie wird sie sich freuen, mich wiederzusehen. Die Oper ist zu Ende, und sie wird nun schon seit einem Stündchen zu Hause sein.

Bei dem Reiben der Hände verlor der alte Herr einen Finger, und als er sich bückte ihn aufzuheben, stieß er mit der Nasenspitze an und auch diese bröckelte ab. Ach, rief er:

Wie ist's so übel mit uns lustigen Herrn;
Wir verlieren so gern
Bald Dieses, bald Jenes: ein Schnupftuch, eine Dose.
In eines Mädchens Schooße

Fallen die Pretiosen
Nieder beim Kosen.
Man achtet dessen nicht. —
Ich armer Wicht:
Verliere eine Nase,
Verliere einen Finger,
Das geht zu weit!
Das nenn' ich zerstreut!

Er steckte Nase und Finger in die Westentasche und sah sich vorsichtig um, ob Niemand es bemerke, dann eilte er weiter. Endlich blieb er vor einer Reihe Häuser stehen und blickte hinauf. Im obersten Stockwerk war noch Licht. Er lächelte und sagte:

Hier wohnt Arabelle,
Und hier Isabelle,
Dort oben Clorinde,
Daneben Selinde,
Hier unten klein Tinchen,
Zusammen mit Linchen;
Noch weiter Carotte,
Und bei ihr Marmotte.
Sie schlummern wohl Alle
Ermüdet vom Balle.

Nun wartet, Ihr Trägen,
Ich komm' Euch zu wecken,
Ihr sollt Euch schon regen,
Ihr sollt Euch schon strecken!
Auf, auf, ihr Mäuschen!
Schnell, öffnet das Häuschen;
Der Tausendsassa,
Der Alte ist da! —

Oho! sie hören's schon! setzte er hinzu und rieb sich wieder die Hände, aber mit mehr Vorsicht. Ich kann mich nicht besinnen, seit lange nicht, so lustig gewesen zu sein. Nur ein wenig fröstelt's mich; aber das wird vergehen, wenn ich erst drinnen in der Kammer bin und ein Gläschen Wein trinke. Teufel, welch einen Spaß kann man sich doch machen, wenn man nicht faul und träge zu Hause bleibt. Ueberdies, ich wohne etwas kühl; auch feucht ist's in meiner Wohnung. Laß doch sehen, habe ich denn kein Zuckerplätzchen zu mir gesteckt, um es dem lieben Kinde zu geben? — Er fuhr in die Tasche, aber was er hervorbrachte waren Würmer. Schnell steckte

er sie wieder ein und murmelte verdrüßlich: Wie schlecht werden meine Kleider gereinigt.

Als er die Thüre des Hauses öffnen wollte, vermochte er es nicht, die Hand war so schwach und drohte im Gelenke abzubrechen, wie der Finger abgebrochen war. Seufzend setzte sich der alte Herr auf die Treppenstufe und wartete, daß Jemand die Thüre öffnen würde, wo er dann die Gelegenheit wahrnehmen und hineinschlüpfen wollte. Es kam auch Jemand heraus, und der alte Herr schlüpfte herein. Wie ein Kater sprang er die Treppe hinauf und blieb dann vor einer Thür stehen, an die er leise klopfte. Als nicht geöffnet wurde, klopfte er nochmals und dann nochmals und endlich trat er leise ein. Das junge Mädchen, das einst hier gewohnt hatte, war längst todt und begraben, aber es wohnte wieder ein junges Mädchen in der Kammer, und zwar war es ebenfalls eine Operntänzerin, wie Jene es gewesen war. Sie lag auf dem Bette, in Schlummer gesunken, und neben ihr brannte das Licht auf einem Bänkchen, auf welchem

auch eine halb geleerte Weinflasche stand. Das Gespenst setzte die Flasche an den Mund und trank in gierigen Zügen, zugleich richtete es seine verglaseten Augen mit großer Inbrunst auf das schlummernde Kind. Aber je länger es hinglotzte, desto heftiger fing es zu frösteln an. Es schlugen seine Gebeine zusammen, als schüttelte man Würfel im Becher. Er seufzte tief auf, setzte sich am Bette nieder und klagte:

Erbarmen! Erbarmen!
Es hat mich Armen
Der wüste Schlaf dort unten
So lange gebunden
Im feuchten Raume,
Bei jämmerlichem Traume,
Daß ich die Gesetze
Des Anstand's verletze,
Und durch Zipperlein im Beine
Erschrecke die Kleine!

Es leerte nun die Flasche völlig aus, und als es dadurch das Frösteln überwunden hatte, wurde

es wieder überaus lustig. Es stellte sich mitten in der Kammer hin, hob bald das eine Bein, bald das andere, und, das Weinglas in der Hand, stand es jubilirend da. Dann trat es wieder ans Bette und versuchte die Bänder des Schnürleibs zu lösen; da kam aber das Frösteln wieder und es fing an auf das jämmerlichste zu klagen:

O nur ein bischen Kraft!
Ein klein wenig Saft!
In den Adern ein Tröpflein Blut!
Und ich halte mich gut.
So aber erlieg' ich der Wuth,
Der ohnmächt'gen Glut. —
Immer feucht und kalt,
Immer der Duft
Von Moder und Gruft!
In der Kehle ballt
Sich ein Klümpchen zusammen
Von Würmern und Maden;
Kann nicht ihn hinunterwürgen.
Ringsum die Waden
Klebt ein Fladen,

Ein grünlicher Strumpf
Von Moder und Sumpf.
Bei jedem Kusse
Springt mir im Schusse
Ein Würmchen zwischen den Lippen hervor!
Du alter Thor,
Geschwind wieder zurück!
Du machst kein Glück,
Mit Dir ist es aus,
Deine Zeit ist um,
Zurück in Dein Haus!

Und so schlich er winselnd und stöhnend die Stiege hinab, flog bei der Morgenluft vor Frost bebend durch die Straßen und langte wieder am St. Stephan an. Der Wächter, ohne ein Wort zu sagen, ließ ihn ein; nur als er hinter ihm zugeschlossen, murmelte er vor sich hin: Was einmal hinweggekehrt ist von der Schwelle des Lebens, soll nicht wiederkommen.

Die Geschichte vom Kadeten, der seinen Bart sucht.

Wie der Kadet einen Bart bekommt und ihn wieder verliert.

Es gab einmal einen kleinen Kadeten von sehr stolzem und herrischen Wesen; derselbe vermißte, da er sich bereits im Besitze aller möglichen Vollkommenheiten sah, nur noch einen Bart. Er wünschte sich diesen von der zierlichsten Sorte. Er grollte mit dem Himmel, daß er ihm keinen gewährte, er grollte mit seinem Erzeuger, er grollte mit seinem Schicksal und am bittersten grollte er mit dem Verfertiger einer gewissen Haarerzeugungspomade, die an ihm ihre Wunderkraft nicht bewähren wollte, obgleich er sich Tag und Nacht mit ihr salbte.

In einer Nacht erschien dem Kadeten im Traum der Gott der Bärte; er sprach: Du sollst einen Bart haben, doch hüte dich, daß Du das Wort Abacadabra

über Deine Lippen bringst. Alsogleich wird der Bart fort sein, und Du wirst viel Mühe haben ihn wiederzuerlangen.

Der Kadet versprach, das Wort Abacadabra unter keiner Bedingung, weder bei Tag noch bei Nacht auszusprechen, und nun hatte er einen Bart.

Er war von der schönsten Sorte: schwarz, glänzend, etwas gekräuselt. Wer war nun zufriedener als der Kadet.

War der Kadet früher schon ein bezauberndes Geschöpf gewesen, so war er nunmehr unwiderstehlich.

Der Kadet führte jetzt seinen Bart überallhin spazieren, in die Kirche, auf die Promenade, in die verschiedensten Kaffeehäuser und ganz besonders dorthin, wo er hoffen konnte schöne Frauen zu finden, unter denen ihm die reichen jungen Wittwen wiederum die liebsten waren, denn er dachte daran, sich mit der Zeit zu verheirathen, und dazu sollte ihm der Bart ganz besonders behülflich sein. Nur Eines war ihm unangenehm, daß er das Wort Abacadabra nicht sollte aussprechen dürfen, ein so unschuldiges und

unbefangenes Wort, von dem man nicht absah, weshalb es nicht sollte ausgesprochen werden. Eines Morgens sprach er zu sich selbst: ich habe bis jetzt immer meinem Bedienten zugerufen: Du Schwerenöther, weshalb hast Du das, und weshalb hast Du jenes nicht gethan? Ich werde ihm nun zurufen: Du Abacadabra, weshalb hast Du mir den rechten Sporen an den linken Stiefel geschnallt?

Und so geschah es. Aber von dem Augenblicke, wo das Wort Abacadabra von den Lippen des Kadeten glitt, war sein Bart verschwunden und blieb fort. —

Wie der Kadet seinen Bart suchen ging.

Am andern Morgen mochte sich der Kadet so lange in den Spiegel sehn als er wollte, er entdeckte auch nicht ein Härchen auf der Lippe. Dies verdroß den Kadeten ganz über alle Maßen, und er hatte den bösesten Tag seines Lebens.

Er kann noch nicht weit sein, sagte er zu sich selbst, ich muß ihm nach, ich werde den Deserteur schon erreichen.

Gegenüber dem Kadeten wohnte ein alter Herr mit einem jungen Barte. Sein Haar war schon grau, aber der Bart war wider Erwarten von dem schönsten Schwarz. Der Mann muß meinen Bart haben! sagte der Kadet, und ließ sich melden. Der Eigenthümer des schönen Bartes lag gerade im Bette und hatte den Bart in einem Kästchen neben sich am Bette, wo auch ein paar falsche Zähne lagen. Herr! Sie haben meinen Bart! rief der Kadet.

Daß ich nicht wüßte, entgegnete der alte Herr; ich trage nie fremde Sachen.

Aber meinen Bart haben Sie doch! Her damit!

Der alte Herr wurde unwillig; ein Wort gab das andre und zuletzt lagen sich Beide in den Haaren. Aber es waren nicht die rechten Haare. Der Kadet durchsuchte das ganze Zimmer und endlich fand er den abgelegten Bart. O pfui! sprach er, das sind schnöde Ziegenhaare, elend gefärbt, und im nahen Laden gekauft. Mein Bart ist das nicht. Ich bitte bestens um Entschuldigung, wenn ich gestört habe.

Der Teufel soll Sie entschuldigen! schrie der alte

Herr ganz erhitzt; stört man so die Leute im Schlaf, um sich nach Dingen zu erkundigen, die Einen nichts angehn. Suchen Sie ihren Bart bei allen Teufeln, Herr! —

Das will ich thun, sagte der Kadet, und ging kaltblütig aus dem Zimmer. —

Abermals macht der Kadet einen Versuch, seinen Bart einzufangen.

Es kam eine berühmte Sängerin in die Stadt, Signora Katzifinka, die eine herrliche Altstimme hatte und über vierzig Jahr alt war. Alle Welt strömte hin, um sie singen zu hören; auch der Kadet fand sich im Concertsaal ein. Kaum war die Signora aufgetreten, als ihn alsobald eine heftige Unruhe befiel. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, und fragte bald seinen Nachbar links, bald seinen Nachbar rechts, ob er nicht bemerke, daß ganz deutlich die Signora einen kohlrabenschwarzen Bart im Gesicht habe. Dann setzte er hinzu, daß sie diesen Bart unmöglich auf rechtmäßige Weise in Besitz bekommen haben könne.

Die Nachbarn beschwichtigten ihn, indem sie ihrerseits bemerkten, daß Damen mit Altstimmen manchesmal kleine sehr zierliche Bärte trügen und daß offenbar die Signora eine solche Dame sei, und daß man nichts gegen ihren Bart einwenden dürfe. Damit gab sich der Kadet nicht zufrieden; die Unruhe, die ihn befallen hatte, wurde immer heftiger, endlich sprang er auf und gab deutlich zu verstehen, daß er mit der Signora Katzifinka ein Wörtlein im Vertrauen zu sprechen habe. Dies ließ sich aber nicht thun, denn die Sängerin fing ihre große Arie an und hatte die dritte Verbeugung eben auf das aller Anmuthigste vollendet. Mitten im Gesange hörte man die laute Stimme des Kadeten, der da rief, die Sängerin solle ihm sogleich den Bart zurückgeben, den sie ihm gestohlen habe.

Alles gerieth in Verwirrung und Bestürzung. Die Arie wurde unterbrochen und die Musiker fielen in Unordnung. Diesen Zeitpunkt benutzte der junge Mann, um geschwind auf die Tribüne zu klettern, in der Absicht, der Signora selbst auf den Leib zu gehn.

Diese flüchtete in den Zuhörerraum und der Kadet, der ihr in großen Sprüngen nachsetzte, war eben im Begriff sie an ihren langen schwarzen Haarflechten zu fassen, als er selbst ergriffen und unter starkem Toben und Schreien aus dem Saal geschleppt wurde. Das Concert hatte somit sein Ende und die Menge zerstreute sich scheltend und ergrimmt nach allen Richtungen. Einige lachten und erklärten den jungen Mann für einen trefflichen Spaßmacher. Die Signora reiste den andern Morgen ab, indem sie gelobte, nie wieder in diese Stadt zu kommen.

Wie sich der Kadet zu allen Teufeln begiebt und dort seinen Bart sucht.

Der Vorfall mit der Sängerin hatte den Muth und den Eifer des Kadeten in etwas gedämpft. Er sah ein, daß es nicht so leicht war seinen Bart wiederzuerlangen; dennoch gab er die Hoffnung nicht auf.

Als er eines Tages mißvergnügt herumschlich, kam er in eine öde Gegend, und in dieser stieß er auf ein Haus, das ein seltsames und verwittertes

Ansehn hatte. Dabei war es sehr weitläufig gebaut und hatte unendlich viel Kammern und Gelaß, dabei ein großes, weites Thor, über welchem in weißen Lettern auf einer schwarzen Tafel die Inschrift stand: „Gasthaus zu allen Teufeln!"

Ist's möglich! rief der Kadet; also es giebt ein solches Hotel! Da hätte ich ja den Ort gefunden, wohin der alte Herr mit dem gefärbten Ziegenbart mich hingewiesen. Wir wollen einmal an der Glocke ziehen.

Er that es und sogleich meldete sich der Wirth des Hauses.

Ist's wahr, Herr Wirth, daß dies der Gasthof zu allen Teufeln ist?

Freilich, entgegnete der Mann. Es kommt Alles zu mir, was von seinen Angehörigen zu allen Teufeln gewünscht wird. O, ich habe immer reichlichen Zuspruch, und meine Gäste kommen oft mitten in der Nacht, bei Sturm und Regen an. Und ich habe vornehmen Besuch. Erst gestern kam ein Herr Minister hier an, den das Land in corpore hierher gewünscht hatte, und vorgestern gar eine fürstliche

Geliebte, die der Fürst selbst hierher befördert. Zahllos langen hier Polizeibeamte an, die von den Dieben mir zugesendet werden, am öftersten jedoch hartherzige Onkel und geizige Tanten, die von ihren Neffen und Mündeln Quartier in meinem Hause bekommen. Gerade jetzt ist das ganze Hotel so voll, daß das allerletzte Dachkämmerchen eben an einen reichen Verleger hat weggegeben werden müssen, den ein armer Schriftsteller hierher befördert hat, so daß es mir unendlich leid thut, Ihnen, junger Herr, nichts Besseres als das Hundehäuschen auf dem Hofe derweile anbieten zu können.

Ich danke bestens, sagte der Kadet. Ich bin nicht hierher gewünscht worden, sondern bin zufällig selbst in diese Gegend gekommen.

Das ist etwas Anderes. Womit kann ich dann dienen?

Vielleicht ist mein Bart hier? sagte der Kadet.

Haben Sie ihn selbst hierher gewünscht?

Wahrlich nicht. Es war der schönste Bart, den man sehen konnte und mir nicht allein an die Lippe,

sondern an das Herz gewachsen. Aber er ist mir abhanden gekommen und da kann er von böswilligen Leuten, die sich schlecht auf seinen Werth verstanden, in dieses ehrwürdige Haus geschickt worden sein.

Ich werde Ihnen die Kammer öffnen, wo die verwünschten Sachen liegen.

Wo die Bärte liegen, ergänzte der Kadet.

Der Wirth schloß nun eine Kammer auf, die voll Bärte lag von oben bis unten. Sie waren sauber auf Gestelle hingelegt und in die größte Ordnung gebracht. Da gab es allerlei unvollkommene oder mißliebige Bärte, dünne, fadenscheinige, graugemischte, ziegelrothe, struppige, Milchbärte, verunglückte Henri quatres, borstenartige Schnurrbärte, widerspänstige Zwickelbärte und kleine verwilderte und unverbesserliche Ziegenbärte, große ungeheure Judenbärte und sogenannte gespaltene Bärte, die ewig auseinander klaffen und durch keine Pomade zusammengefügt werden können; endlich gab es einseitige Bärte, die nur auf einer Seite des Kinnes wachsen wollten, auf der anderen nicht.

Aber unter allen diesen Bärten befand sich der Bart des Kadeten nicht, und er mußte auch hier unverrichteter Sache abziehen.

Endlicher Schluß der Abenteuer.

Jetzt verfiel der Kadet in eine tiefe und unheilbare Schwermuth. Er war zu keinem Dinge aufgelegt und keinem Dinge etwas nütze. Unter diesen Umständen that er am besten daran, sich zu verlieben.

Als er eines Morgens mit seiner Geliebten unter einem Fliederbusche saß und dem Gesange der Nachtigall lauschte, bemerkte er, daß das Weibchen des Vogels etwas zu Neste trug, das ein rauhes und haariges Ansehen hatte. Da ihm unter allen Umständen sein verlorener Bart nie aus dem Sinne kam, fiel er sogleich auf den Gedanken, daß der unbekannte Gegenstand sein Bart sein könne. Er erkletterte also den nächsten Baum, auf welchem sich das Nest des Vogels befand, und wahr und wahrhaftig, es war sein Bart, den er oben im Neste fand, ziemlich zerzaust, aber doch noch in ganz leid-

lichem Zustande. Er legte ihn an die Lippe und er blieb daran haften, so daß man sah, er gehörte dorthin zu Hause. Wer war nun glücklicher, als der Kadet. Er kam zu seiner Braut zurück, und diese sagte: Habe ich Dich früher schon lieb gehabt, so habe ich Dich jetzt noch viel tausendmal lieber. Laß uns nun geschwind ein Paar werden.

Es hat damit keine Eile, sagte der Kadet. Jetzt, da ich meinen Bart wieder habe, kümmert mich alles Andere nicht. Ich will das Leben genießen und recht lange in der Freiheit herumziehen, bis ich endlich eine reiche Wittwe heirathe.

Und somit lebten der Kadet und der Bart noch recht lange und recht glücklich mit einander.

Berlin, Papier und Druck der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.